

Einer muß überleben

Gespräche mit Willi Kessler

Biographisches

Unter der Schirmherrschaft von Willy Brandt veranstalten verschiedene Organisationen im Januar 1981 in Bonn eine Ausstellung zum Thema „Auschwitz“. Der Bonner „General-Anzeiger“ berichtet über einen Besucher, der sich auf einer der Ausstellungstafeln wiedererkennt. So lernen wir Willi Kessler kennen.

**Willi Kessler erkennt sich auf dem Ausstellungsfoto wieder.
(Generalanzeiger Bonn 1981).**



Wir laden ihn ein, im Sommersemester in der Studentengemeinde über seine Erfahrungen zu berichten. Seither ist der Kontakt zu ihm nicht mehr abgerissen. In vielen Gesprächen in seinem Haus hat er uns aus seinem Leben erzählt.

Willi Kessler ist am 18. 10. 1925 in Berlin geboren. Er hat zwei ältere Brüder und eine Schwester. Der Vater ist Schneidermeister mit einem eigenen Betrieb in Charlottenburg und beschäftigt mehrere Lehrlinge und Gesellen. Den Kesslers geht es gut. Als Juden ohne besondere Bindung an die jüdische Gemeinde fühlen sie sich vor allem als Deutsche. Mit besonderem Stolz trägt der Vater das Eiserne Kreuz aus dem 1. Weltkrieg. Erst nach 1933 spürt Willi Kessler, daß zwischen ihm und seinen Freunden ein Unterschied bestehen muß: seinen christlichen Schul- und Spielkameraden wird von den Eltern verboten, noch länger mit ihm zu verkehren! Die Situation wird für die Kesslers immer bedrückender.

Nach dem 9. 11. 1938 - „Reichskristallnacht“ - fliehen sie nach Belgien. Dort bleiben sie 14 Tage in Brüssel, werden dann jedoch von der belgischen Ausländerpolizei festgenommen und an der deutsch-belgischen Grenze der Gestapo übergeben. Für einige Tage werden sie in Köln inhaftiert und werden dann nach Berlin gebracht. In der Prinz-Albert- Straße müssen sie drei Wochen Verhöre und Mißhandlungen über sich ergehen lassen.

Der Betrieb der Familie Kessler wird enteignet und alle Familienmitglieder kommen nur unter der Bedingung frei, sich täglich bei der Polizei zu melden.

Willi Kessler - damals 13 Jahre alt - wird wie die anderen Familienmitglieder dienstverpflichtet und muß Güterwagen ausladen. Er erfährt die Demütigungen, Schikanen und Repressalien, denen die jüdische Bevölkerung am Ende der 30er Jahre ausgesetzt ist. Trotzdem gelingt es der Familie, bis Anfang 1943 zusammenzubleiben.

Am Abend des 13. Januar 1943 - auf dem Heimweg - warnt das ehemalige Dienstmädchen Willi Kessler davor, nach Hause zu gehen. Aber entgegen aller Warnung und wohl aus Anhänglichkeit an seine Mutter kehrt Willi Kessler ins elterliche Haus zurück. Er wird wie die ganze Familie verhaftet und in das ehemalige Altersheim an der Großen Hamburger Straße gebracht. Dort sind schon viele Berliner Juden zusammengetrieben, die für einen Transport in eines der Konzentrations- und Vernichtungslager im Osten vorgesehen sind.

Der Vater hatte offenbar mit der Möglichkeit einer Verhaftung gerechnet und deshalb für jedes Familienmitglied einen Rucksack genäht, der die wichtigsten Gegenstände des täglichen Bedarfs aufnehmen kann. Ende Januar 1943 werden die Kesslers mit anderen Berliner Juden auf dem Güterbahnhof Grunewald in Viehwaggons gepfercht und auf den Weg nach Auschwitz gebracht.

Wie ein derartiger Transport aussah, ist inzwischen hinreichend bekannt: total überfüllte Waggons, kein Wasser, keine Verpflegung, keine sanitären Einrichtungen, keine medizinische Betreuung...

Transporte dieser Art dauerten mehrere Tage und für viele brachte der Tod schon vor ihrer Ankunft am Zielort die Erlösung.

Für Willi Kessler ist diese Zeit ständig gegenwärtig. Der Zug, der ihn und seine Familie nach Auschwitz brachte, hatte die Nummer 553; so zeigt er uns in dem Nachdruck der Unterlagen für die Gefangenentransporte von 1941. Wir sitzen mit ihm im Wohnzimmer seines Hauses, während er uns selbstgefertigte Dokumentarbände und Publikationen über Auschwitz vorlegt. Wir sind betroffen, weil wir deutlich spüren, daß Willi Kessler beim Erzählen seiner Erfahrungen noch einmal das Geschehen in Auschwitz erlebt. Er sagt, „das bleibt bei mir solange ich lebe“. Dennoch wissen wir, wie wichtig es für Willi Kessler ist, „seine Geschichte“ an uns weiterzugeben, während sich Frau Kessler eher um die Ruhe der Familie sorgt, die sie dann bedroht sieht, wenn die Erfahrungen der Vergangenheit immer wieder wach gerufen werden.

Wir haben unsere Besuche im Hause Kessler gründlich vorbereitet, Bücher über Auschwitz gelesen, Filme gesehen aber wenn Willi Kessler in langen Ausführungen erzählt, entsteht eine ganz andere Betroffenheit, die es uns unmöglich macht, distanziert zu bleiben, Fragen zu stellen, Informationen zu sammeln.

Ankunft in Auschwitz-Birkenau

Von der Ankunft in Auschwitz berichtet Willi Kessler:

Es war ein Freitagabend, da kamen wir in Auschwitz an, trübes Wetter. Zum ersten Mal sah ich Birkenau; was da auf einen eindrang, schon mal die Größe des Lagers, die SS mit ihren Runenspiegeln am Kragen Und nun mußte alles raus aus den Waggons, aber wie, Tempo, Tempo. Männer über 40 Jahre nach links, Männer unter 40 Jahren nach rechts. Die Frauen wurden gleich von uns abgesondert. Mein Vater war schwer kriegsbeschädigt, er sah, daß wir Jungen nach rechts mußten, da kam er zu uns und stellte sich auch dorthin. Sofort kamen „Ordner“, also Häftlinge in gestreiften Jacken und SS-Männer und drängten ihn wieder zurück. Kurz darauf stand er wieder bei uns und — ich sehe es noch wie heute - da kam ein junger SS-Mann und kriegte meinen Vater am Ärmel und wollte ihn wieder rüberziehen. Mein Vater muß sich wohl gewehrt haben, er war ein kräftiger Mensch, breitschultrig, auf jeden Fall ließ er sich das nicht bieten. Da fielen mehrere SS-Männer über ihn her, die hatten ja alle so dicke Eichenstöcke, und schlugen auf ihn ein, so 6 bis 8 mal, bis er am Boden lag. Das war mein erster Eindruck von Auschwitz.

Meine Mutter hat das auch mitansehen müssen, meine Schwester auch. Er war der erste von uns, der sterben mußte. Nun waren wir deprimiert, das ist ja ganz klar. Man wußte nicht, was kommt jetzt, was wird weiter? Kurz darauf kamen Lastwagen, die Frauen wurden aufgeladen. Meine Mutter, die schrie noch, aber Schreien hatte ja keinen Sinn mehr! Wir sahen, wie sie abfuhren.

Die alten Männer, die marschierten dann los, anscheinend gleich zur Vergasung. Wir Jüngeren wurden in Marsch gesetzt und zogen nach Birkenau rein. Der erste Eindruck, der wird mir nie, nie aus meinem Gedächtnis gehen. Da war eine Baracke, das sehe ich noch wie heute. Dieses Unheimliche, man ahnte die Gefahr, aber man wußte nicht, was kommt denn nun, was wird denn nun sein?

Wir wurden durch eine Baracke getrieben, auf der einen Seite marschierten wir hin und wurden dann mit Knüppeln traktiert, bis wir hinten wieder raus waren, und dann ging der

Marsch zurück auf der anderen Seite. Da hatte jeder seinen Teil mitbekommen, das war die Begrüßung in Birkenau.

Wir sollten offenbar in Birkenau bleiben, sie pferchten uns in so ein Planquadrat. Da mußten wir erst einmal stehenbleiben, 1 oder 2 Stunden. Dann ging es doch nach Auschwitz zurück, ins Aufnahmelager. Dort angekommen - wir hatten ja noch unsere Sachen an - mußten wir alles ausziehen. Zwei alte Koffer standen auf der Erde, in den einen mußten wir die Ringe legen, Uhren und Schmuck, in den anderen kamen die Ausweispapiere. Dann die Jacke ausziehen, die mußte auf den Boden gelegt werden, Hose, Hemd, Unterhemd. Nur den Gürtel durften wir behalten und die Schuhe. Jetzt standen wir erst einmal da, man kam sich vor, als wäre man leprakrank, wie ein Ausgestoßener. Na ja, wie soll's nun weitergehen? Anschließend ging es durchs Lagertor, „Arbeit macht frei“, bis hinten zur Desinfektion. Zuerst wurden uns die Haare geschoren, überall, wo der Mensch Haare hat, alles runter, unter den Achselhöhlen, alles ab, alles mit der Maschine ab. Sie hatten so ein großes Faß, da mußten wir dann untertauchen. Das war eine Brühe, undefinierbar, das brannte wie Feuer. Das war die Desinfektion.

Dann bekamen wir die Nummer. Mein ältester Bruder, Adolf, der hatte die Nummer 99997, ich - der Jüngste der Familie - wurde in die Mitte genommen, 99998, mein anderer Bruder, Oskar, war Nummer 99999. Der Hunderttausendste bekam den „Sleger-Kranz“ um die Zahl tätowiert, den führten sie gleich raus, der wurde gleich umgebracht.

Anschließend kam der Lagerfriseur, der Kapo der Lagerfriseure, so muß man das ausdrücken, das war ein ganz ekliger Hund. Der kam rein, hatte eine Tasse in der Hand und sagte: „So, wem ist das Leben leid, wer will sterben?“ Es war keiner unter uns, der sterben wollte, so ging er auf einen von uns zu: „Hier, komm, du trinkst das jetzt aus.“ Der fing an zu weinen. Da nahm ein anderer, der kann höchstens 20 Jahre alt gewesen sein, die Tasse und trank daraus. Es war Tee. Der Kapo hatte seinen Spaß daran. Die SS-Leute, 2, 3 Mann, die standen herum, aber ganz abseits. Entweder hatten sie Angst, oder es war ihnen egal, auf jeden Fall waren sie immer so weit weg vom Schuß, hielten sich ein Hintertürchen offen, so daß sie abhauen konnten.

Als wir das überstanden hatten, wurden wir eingekleidet. Zuerst nahmen sie uns die Lederschuhe ab, das letzte, was wir noch hatten. Dann gab es ein Hemd und eine Unterhose, im Winter eine kurze, im Sommer eine lange. Im Sommer durfte man sich kaputtschwitzen, im Winter völlig an Kälte zugrunde gehen. Außerdem gab es zwei Fußlappen aus alten Decken, ein Paar Holzschuhe mit Leinen. Für die mit großen Füßen

gab es kleine, für die mit kleinen Füßen große. Zuletzt bekamen wir Hose, Jacke und Mütze, das war alles.

Wir mußten uns anziehen. Als nächstes folgte die Schneiderei. Man gab uns unsere Winkel und Nummern, Nadel und Faden, und wir mußten sie auf die linke Brustseite der Jacke und die rechte Hosennaht nähen.

Willi Kessler unterbricht seine Erzählung, holt eines seiner vielen Alben herbei und zeigt uns den roten Winkel mit dem gelben David-Stern, der den aus politischen Gründen inhaftierten jüdischen Gefangenen kennzeichnete. Dann fährt er in seiner Schilderung fort:

Inzwischen war es weit nach Mitternacht. Wir hatten noch nichts zu essen bekommen.

Aber ich müßte lügen, wenn ich sage, ich hätte Hunger gehabt. Vor lauter Angst und Aufregung hätten wir sowieso nichts essen können.

Dann wurden wir in den Quarantäneblock gesperrt. Wir blieben dort und wußten nicht wie lange. Man hatte keine Uhr, man wußte nicht, welches Datum war, ob Samstag oder Sonntag. Man war wie Robinson auf der einsamen Insel. Wir waren wohl ungefähr 14 Tage in Quarantäne. Schließlich wurden wir wieder herausgeholt, mußten auf der Birkenallee antreten, in Reih und Glied, und erst einmal exerzieren lernen. Links herum, rechts herum, hinlegen, auf Marsch, Marsch, in Reih und Glied wieder antreten, wegtreten, richtig militärisch ging es zu. Wir waren ja keine Menschen mehr, wir hatten ja keine Namen mehr, wir waren nur noch Nummern.

Als unsere Gruppe ein halbes Jahr nach den Gesprächen mit Willi Kessler die Gedenkstätte in Auschwitz-Birkenau besucht, füllt sich das weite Areal des ehemaligen Lagers mit den Erinnerungen an das, was er uns erzählt hatte. Die friedliche Stille, die uns umgibt, wird lebendig: wir sehen Züge ankommen, Menschen, die in verschiedene Richtungen getrieben werden, erahnen persönliche Schicksale namenloser Menschen ... Von den etwa 2000 Menschen, die Ende Januar 1943 von Berlin nach Auschwitz deportiert wurden, lebten jetzt noch ungefähr 240. Sie wurden sogenannten Arbeitskommandos zugeführt.

Jawischowitz

Als wir gut exerzieren konnten, kam ein Lastwagen an, es ging nach Jawischowitz. Das war ein kleines Lager, wenn dort 1.200 Häftlinge waren, dann war das viel. Das Lager war noch im Aufbau, wo in Auschwitz Betonpfeiler standen, waren sie hier aus Holz. Wir mußten als erstes Postentürme bauen. Aus riesigen Tannenstämmen zimmerten wir viereckigen Kästen. Mit vorsintflutlichen Geräten wurden die schweren Dinger aufgestellt. Und wenn sie zusammenbrachen, ob da jemand drunter liegen blieb und tot war, das

spielte keine Rolle, es waren ja genügend Menschen da. Erneut waren wir wegen der Verlegung nach Jawischowitz Quarantänehaftlinge.

Unser erstes Essen, das wir bekamen, das werde ich auch nie vergessen. Ich habe in meinem Leben noch nie Harzer Käse gegessen. Wenn ich den sah, kam mir alles hoch. Das war unsere erste Verpflegung, ein Stück Brot und eine handvoll Harzer Käse. Aber ob sie's glauben oder nicht, so gut wie der geschmeckt hat...

Dann war die Quarantänezeit zu Ende, dann kam die große Kommission aus dem Bergwerk mit dem Oberbergassessor Otto Heine, dem Revierobersteiger Sperling, der später meinen Bruder erschlagen hat, und vier SS-Offizieren, darunter zwei Ärzten. Wir mußten uns ausziehen, und dann nackt an ihnen vorbeimarschieren, die Arme nach links und rechts ausgestreckt. Wir mußten die Hände drehen, uns bücken und gerade stehen, damit sie sehen konnten, ob wir noch Muskeln hatten, ob wir überhaupt für die Grube geeignet waren. Der SS-Arzt fragte, ob wir mit den Nummern 99997, 99998, 99999 verwandt seien. „Ja, wir sind Brüder“. Das hätten wir besser nicht gesagt, denn nun kam ich in die Frühschicht, mein ältester Bruder Adolf in die Spätschicht und Oskar in die Nachtschicht, so daß wir uns nie sehen konnten. Wenn ich morgens ausmarschierte, kam der eine gerade von der Nachtschicht, und wenn ich zurückkam, ging der andere in die Spätschicht.

Wir wurden also zur Zeche eingeteilt, „Zeche Hindenburg“, habe ich später erfahren, hieß die Grube. Das war für mich ein Schock. Das hatte man ja noch nie gesehen, das hatte man ja noch nie gemacht. Wir bekamen eine Hacke, eine Säge und eine Grubenlampe, das wog alles zusammen etwa 16 Pfund. Das mußte man mit sich rumschleppen. Das Unheimliche war erst einmal das Weitermarschieren im Laufschrift. Man wies uns einen Stollen zu, der war etwa 60 Zentimeter hoch, da hat sonst keiner gearbeitet. Die Zivilarbeiter, die es noch gab, arbeiteten in Stollen, die mannshoch waren. Unsere Schippen, das waren nur breite Bleche. Als normaler Mensch damit zu arbeiten, das war schon unmöglich, und wir bekamen nichts zu essen, hatten nichts auf den Knochen, wie sollten wir damit etwas schaffen? Alles war nur darauf ausgerichtet, die Menschen schnell kaputt zu kriegen.

In den niedrigen Stollen zu Arbeiten, war eine seelische Tortur. Ich meine, jeder hängt an seinem Leben, und dann sagt man dir, „mir ist es scheißegal, ob du krepierst oder wie du verreckst“. Es gab aber auch viele, die sind in den elektrischen Zaun gesprungen, die konnten es eben nicht mehr aushalten.

Und es gab so viele unnütze Schikanen. Zum Beispiel kamen wir auf die Idee, unsere Knie zu schützen, indem wir unsere Pullover und Hemden darum wickelten. Das war schon ein Verbrechen, man wurde vom Grubenmeister aufgeschrieben. Es galt als Versuch, die Kleidung zu zerstören. Ich habe noch heute dicke Hornhaut an den Knien und Ellenbogen.

Weil wir uns keine Vorstellung davon machen können, wie das tägliche Leben in Jawischowitz ausgesehen hat, fragen wir nach dem üblichen Tagesablauf.

Um halb drei, mitten In der Nacht, wurden wir geweckt. Wenn der Gong ertönte, und man nicht gleich von der Pritsche aufsprang, gab es schon Schläge vom Blockaufseher. Die Blockaufseher waren ja auch „Berufsverbrecher“, die Gehilfen der SS. Ich hatte das Glück, meine Pritsche direkt am Fenster zu haben. So schnappte ich meine Sachen und rannte sofort raus und zog mich draußen im Schnee an, Fußlappen drum und Schuhe an. Es war selten, daß ich Schläge bekam.

Der Weg zur Grube war ungefähr 10 Kilometer weit. Zwölf Stunden wurde gearbeitet, dann ging es die 10 Kilometer wieder zurück. Sie können sich vorstellen, wie wir gegen 23.00 Uhr wieder im Lager ankamen. Dann wurde gebadet. Was für ein Hohn, alles mußten wir ausziehen, Seife hatten wir keine, Handtücher hatten wir nicht. Wir wurden abgebraust, und wenn es denen einfiel, drehten sie das Wasser ganz heiß oder ganz kalt. Dann wieder rein in die dreckigen Klamotten.

Unsere ganze Verpflegung bekamen wir abends, einen Liter Suppe, Brot und eine Schwerarbeiterzulage. Die zwei Scheiben Brot verwahrte ich mir für den nächsten Morgen. Tagsüber hatte ich dann nichts mehr, denn man konnte nichts mitnehmen, man hatte nichts, wo man es hätte reinstecken können. Später konnte man sich manchmal ein Stück Lappen organisieren und ein bißchen Brot hineinknoten und mitnehmen.

Der erste Tote, den Ich gesehen habe, das war mein Vater. Den zweiten sah ich dann im Bergwerkslager Jawischowitz, das war ein junger Mann von 27 Jahren, der an Lungenentzündung gestorben ist. Da war ich innerlich ganz zerwühlt und aufgeregt. Nach den Jahren dann, wenn man die Toten auf der Lagerstraße sah, dann war das alltäglich, man hat nicht mehr darüber nachgedacht. Nur, wenn es einen überkam, dachte man, „ja, wie lange noch? Wann liegst du da draußen?“ Die Parallele hat man immer ziehen müssen, aber so, daß es einen erschreckte, war es nicht, weil es Alltägliches geworden war“.

Die Familie

Ich war ja mit meinen beiden Brüdern nach Jawischowitz gekommen. Der älteste mußte nach ein paar Monaten nach Auschwitz zurück, der hatte Mittelohrentzündung, er ist auch operiert worden. Danach war ich nur noch mit meinem anderen Bruder da. Der arbeitete in der Nachtschicht. Wenn ich abends aus der Grube kam, bin ich rein in die Baracke, habe meinem Bruder einen Kuß gegeben und ein Stück Brot. Er war ja den ganzen Tag im Lager, bekam da sein Essen. Wenn er arbeiten ging, hatte er nichts mehr. Ich hatte genug, am Abend einen Liter Suppe und die zwei Scheiben Brot für den nächsten Morgen, das war für mich genug.

Das ging so lange, bis mein Bruder eines Tages nicht mehr da war.

In dem Häftlingskrankenbau war ein tschechischer Arzt, Hobulek hieß der, auch ein Jude. Das war wirklich ein Mensch, der hatte zwei Seelen in der Brust, eine für sich und eine für andere. Der hat geholfen, wo er helfen konnte, und wenn er sein eigenes Leben dafür hätte opfern müssen. Und der Stefan, der Lagerälteste im Häftlingskrankenbau, das war ein Pole, ein echter Judenhasser. Ich fragte dann in dem Krankenbau, ob mein Bruder Oskar da läge. Da sagte der Hobulek: „Nein, Junge, den wirst du wohl nie wieder sehen. Er ist tot, was soll ich es verheimlichen. Wenn du ihn noch einmal sehen willst, er liegt unten im Leichenkeller“. Hinter dem Krankenbau in der Baracke, der einzigen, die einen Keller hatte, da sah ich ihn dann. Er hatte den Kopf von oben bis unten aufgespalten. Das war der Steiger gewesen, Revierobersteiger Sperling, der trug immer ein Parteiabzeichen. Von der Zeit an war meine Angst weg. Das war vielleicht meine Rettung.

Ich habe dann in der Grube, wo ich gearbeitet habe, beidseitige Lungenentzündung bekommen. Erst habe ich im Häftlingskrankenbau gelegen, und dann wurde ich nach Auschwitz überstellt, zur Vergasung. Ich war ja nicht mehr arbeitsfähig. Nachdem wir in Auschwitz angekommen waren, mußten wir erst einmal die ganze Nacht vor dem Krankenbau draußen stehen. Wir sollten doch kaputt gehen, wir waren ja sowieso krank.

Am nächsten Morgen wurden wir dann hineingelassen. — Wenn ich so zurückdenke, merke ich, daß bei mir viel Schicksalhaftes mitspielte, aber meistens zum Guten. —

Auf jeden Fall war dort ein Arzt in der Aufnahme, der war in Berlin unser Nachbar gewesen. Der erkannte mich, hat mich auch hereingenommen, mir eine Pritsche angewiesen. Sonst wär' ich mit durch den Kamin gegangen. Unweigerlich.

Ich legte mich nun auf die Pritsche, war froh, daß ich liegen konnte.

Als ich da so eine Zeit gelegen hatte, da kommt eine Gestalt auf mich zugewankt, kein bißchen Fleisch mehr im Gesicht. Muselmänner nannten wir die, die so elend zugrunde gingen, denen man einfach nicht mehr helfen konnte, die verhungerten regelrecht. So kam der auf mich zu, sagte kein Wort, stand vor mir, versuchte mich anzufassen, das schaffte er schon fast nicht mehr. Ich dachte, „na, der wird wohl dein Brot gesehen haben!“ Ich hielt es, als ob ich ihm ein Stück geben wollte, und fragte ihn, was er wollte. Er sagte kein Wort. Er schaute mir in die Augen und sagte: „Kennst du mich nicht?“ Also, ich erkannte ihn wirklich nicht. Dann hielt er mir seinen Arm hin und zeigte mir die Nummer: Ich hatte meinen eigenen Bruder nicht wiedererkannt! Da habe ich mir auch gedacht, „was haben sie dich hier fertig gemacht“. Und ich sah meinen Bruder, der einmal ein Kerl, groß, genau wie mein Vater, ein stabiler Mann gewesen war. Ich ging dann zu dem Arzt hin und sagte: „Ich habe soeben meinen Bruder hier getroffen.“ „Mensch“, sagte der, „der ist bestimmt schon sechs Wochen hier. Den haben wir schon immer weggeschmuggelt und geschoben, damit er nicht zur Selektion brauchte!“ Ich habe den Arzt dann gebeten, er solle mich mit meinem Bruder zusammenlegen. Meinem Bruder habe ich dann erst einmal mein Brot gegeben. Das war eine wahre Freude, zu sehen, wie der einmal richtig satt wurde. Ich sagte: „Du kannst alles essen, aber langsam. Wirklich langsam, schlinge es nicht in dich hinein. Ich will es nicht haben, und andere nehmen es dir auch nicht weg.“ Er verstand das, aber, wenn der Mensch ausgehungert ist, und er kriegt einmal was... Er versuchte mit

beiden Händen, das Brot in den Mund zu stopfen. Ich sagte: „Adolf, komm, langsam!“ Na ja, das hat er nachher begriffen. Wenn wir unser Essen bekamen, habe ich ihm immer noch eine Hälfte von mir gegeben. Ich war immer satt, ich konnte mit dem Wenigsten auskommen. Sonntags gab es in der Regel 6-7 Pellkartoffeln und einen Viertel Liter undefinierbare Soße, was darin war, ich weiß es nicht. Mein Bruder hat sich die Kartoffeln mit den Fingernägeln gepellt und gegessen und die Soße getrunken. Zum Schluß wollte er die Schalen auch noch essen. Ich sagte: „Wenn du sterben willst, ja, dann mußt du das tun. Ich habe auch Hunger, aber die Schalen esse ich nicht.“ Da sah er mich ganz entgeistert an, wie konnte ich so etwas sagen? Denn das hatte er doch immer gemacht, die Schalen mitgegessen. Und es waren nicht so Kartoffeln, wie wir Pellkartoffeln essen, die waren halb faul. Das war der größte Krankheitsüberträger.

Na ja, wir waren dann noch cirka 14 Tage zusammen. Dann sagte der Arzt, hier sei dicke Luft, es gäbe wieder eine Selektion, wir könnten uns aber freiwillig ins Lager zur Arbeit zurückmelden. Das haben wir dann auch gemacht. Wir sind dann zur Arbeit, erst einmal in die Schreibstube. Da war ein Schreiber, den kannte mein Bruder von Berlin her, von der Schule, der sagte: „Weißt du was, ich habe hier einen Vetter, der hat ein Kommando an der Kläranlage.“ Das war Himmlers Idee gewesen, der wollte den ganzen Kot von den Toiletten zusammenlaufen lassen, das Faulgas absaugen und für die Vergasungsanlage in Auschwitz gebrauchen, um damit wieder Menschen umzubringen. Das war eine riesengroße Baustelle, da ist, glaube ich, manch einer im Beton vermauert worden. Wenn jemand hineinfiel, kümmerte das ja keinen.

Da hatten wir wohl die schwerste Arbeit, die sie in Auschwitz zu vergeben hatten. Wir haben von morgens bis abends geschuftet. Eines Tages, da hatte mein Bruder eine schlimme Arbeit. Er mußte den ganzen Tag an der Pumpe stehen und Wasser pumpen für die Betonmaschine. Er konnte das nicht, dann wurde geschlagen. Ich sagte zu dem Kapo, das war auch ein Jude, ich kannte ihn von Berlin her: „Du bist ein Schuft, du siehst doch, daß der nicht kann.“ Der Mann war größenwahnsinnig. Daß er Unterkapo war, er war noch nicht einmal Kapo, hat ihm einen solchen Spleen in den Kopf gesetzt, er gebärdete sich, als hätte er nicht alle Tassen im Schrank. Der Unterkapo antwortete: „Wenn du nicht den Mund hältst, dann gehst du mit pumpen.“ Ich war sehr froh darüber, daß er das sagte. Wir haben dann beide gepumpt. Wir mußten abwechselnd ziehen, und so konnte ich meinem Bruder helfen.

Eines Abends stand eine Kommission am Tor, unter anderem auch Rapportführer Claussen. Das war ein Menschenverächter, wer ihm in den Weg kam, wurde umgehauen. Dann wurden die, die da so ins Lager schlichen, gemustert. Normal war von uns ja keiner mehr. Wer noch einigermaßen konnte, der marschierte ins Lager hinein. Es fiel uns allen schwer, man sah, daß wir kaputt waren, regelrecht kaputt. Man hatte einen Kopf wie ein ausgeblasenes Ei. Alle Gedanken waren wie weggeblasen. Man war wirklich wie ein Schaf, das nur noch mit den anderen mittrotten konnte.

Mein Bruder war wirklich schwer angeschlagen. Er schleppte sich nur noch ins Lager. Aber wenn man ihn untergehakt hätte wäre das noch mehr aufgefallen. Dann sah man doch gleich, daß er nicht konnte, und das waren die ersten, die sie herauspikten. Und richtig,

wir kamen rein, und mein Bruder wurde gleich an die Seite gestellt. Er ist in der Auschwitz Gaskammer ums Leben gebracht worden. Und dann war alles weg. Dann war der letzte Halt, den man noch hatte, der letzte Funke, erloschen.

Willi Kessler weint, während er uns dies erzählt. Wir sitzen um ihn herum, schweigen und spüren unsere eigene Ohnmacht. Wir möchten ihm helfen, ihm nahe sein, aber wir merken deutlich, daß keiner das richtige Wort finden kann.

Als ahnte er unsere Gedanken, durchbricht Willi Kessler das Schweigen und erzählt weiter von seiner Familie in Auschwitz:

Ich war danach in einem Kommando beschäftigt, das sämtliche Häuser der SS-Familien, die SS-Kaserne, die SS-Küche mit Holz versorgte. Dadurch hatte ich die Möglichkeit, auch ins Frauenlager in Birkenau mitzufahren. Wir fuhren mit alten französischen Pferdefuhrwerken. Es gab einen Kutscher, zwei Mann zum Auf- und Abladen und einen SS-Mann als Bewachung. Der Kutscher durfte den Wagen nicht verlassen. Der SS-Mann saß auf einem Extra-Brett mit Lehne, hatte sein Gewehr zwischen den Beinen und paßte auf, daß keiner abspringen konnte. So fuhren wir ins Frauenlager, um dort Holz hinzubringen.

Als wir im Lager angekommen waren, nutzte ich eine Gelegenheit, um mit einer Blockältesten zu reden. Sie hatte innerhalb der Baracke einen kleinen Verschlag für sich selbst. Ich fragte sie, ob sie mir einen Gefallen tun könnte, ob sie auf der Schreibstube nachforschen könnte, wo der Transport vom Februar 1943 hingekommen wäre. Vielleicht eine Woche drauf, ich brachte wieder Holz ins Lager, ging ich erneut zu ihr. Da sagte sie, mit Bestimmtheit könne sie mir versichern, daß von diesem Transport keiner zum Arbeitseinsatz gekommen war, daß alle sofort in die Gaskammern geschickt worden waren. Männer wie Frauen, Jungen und Mädchen, kleine Babys, alle sofort tot.

Da hatte ich ja nun die Gewißheit, keiner von uns war mehr da. Ich habe mir dann gesagt: einer muß überleben! Das habe ich mir fest vorgenommen. Wenn es irgendwie möglich ist, unter allen Umständen, wenigstens einer soll weiterleben. Daran habe ich alles gesetzt.

Wie war es möglich, Auschwitz zu überleben?

Wir haben Willi Kessler immer wieder zugehört. Er berichtet Einzelheiten, aber auch Erfahrungen, die wir aus der Literatur schon kennen, die uns in Gesprächen mit anderen Überlebenden immer wieder begegnen. Trotz der Fülle an Informationen bleibt es für uns unbegreiflich, wie war es möglich, Auschwitz zu überleben?

Willi Kessler versucht, uns mit Beispielen verständlich zu machen, wie sich die Häftlinge einzeln oder in Gruppen bemühten, der vorgesehenen Vernichtung zu entgehen:

Ich habe eine Zeitlang bei den Anstreichern in Monowitz gearbeitet. Wir haben Stahlbauten entrostet. Zuerst wurden die Eisenträger mit einer Drahtbürste gesäubert, dann rot grundiert, danach dann erst grau oder beige oder gelb angestrichen. Ich habe mir für eine Ration Brot eine alte Wärmekrücke besorgt, das war eine flache Bettflasche aus Blech, in die warmes Wasser eingefüllt werden konnte. Damit nahm ich an einem Abend eine Flasche voll roter Farbe mit, am anderen Abend eine Flasche voll grauer Farbe. Am arbeitsfreien Sonntag ging ich zu dem Blockältesten und fragte ihn, ob ich seine Kammer anstreichen sollte. Ich habe dann sein Bettgestell und seine Wände grau angestrichen. Hinterher habe ich mir in der Kleiderkammer eine alte Gardine gegen ein Stück Margarine getauscht, diese in die rote Farbe getaucht und damit ein schönes Muster auf die Wände gemacht. Dafür konnte ich mir dann eine Woche lang eine Schüssel voll Suppe beim Blockältesten abholen, oder ab und zu das „Dicke“ unten aus dem Kessel kratzen, davon konnte man auch satt werden.

Ein anderes Mal habe ich seinen Garten vor der Baracke umgegraben, den ganzen Tag im Sommer für ein Stück Brot. Ich habe mir also schon immer einmal etwas dazuverdient. Es waren dann aber Grenzen gesetzt. Viel war es nie, aber es half, daß man überleben konnte.

Eines Tages ist es mir passiert, daß ich auf dem Kommando vor dem „Scheißhaus“ eingeschlafen bin. Entschuldigen sie den harten Ausdruck, aber es war und blieb für uns ein „Scheißhaus“: es gab nur eine Wand, rechts und links, ein Pfahl und darauf ein Brett genagelt. Da saß man dann drauf, so abgekämpft und abgemüht wie man war, manchmal schien einem auch noch die Sonne ins Gesicht, und so geschah es manchmal, daß einem die Augen zufielen, ohne daß man es wollte. Der Kommandoführer erwischte mich und warf mir einen Klumpen Dreck ins Gesicht. Das war eigentlich einer, der noch nicht so gehässig war, aber er durfte das ja auch nicht durchgehen lassen, denn die SS-Männer von der Postenkette sahen ja auch, daß da einer saß und schlief. So mußte ich dann am Sonntagmorgen auf die Schreibstube kommen, da bekam ich ein Strafurteil verlesen: vier Sonntage Strafarbeit! Am ersten Sonntag mußte ich auf dem Holzhof arbeiten, ohne Schuhe und ohne Hemd. Ich mußte das Holz aufraffen und im Laufschrift zur anderen Seite des Hofes bringen, wo es von anderen aufgestapelt wurde. Auf beiden Seiten des Weges, den ich zu gehen hatte, standen SS-Leute mit dicken Eichenprügeln, und dann gab es Schläge. So ging es bis Mittag. Dann waren alle so zusammengeschlagen, daß keiner mehr gehen und stehen konnte. Die SS-Leute hatten auch keine Lust mehr, sie wollten etwas zu essen haben, und so sind wir wieder ins Lager eingerückt. Nachmittags lag man dann auf seiner Pritsche, mit dicken Ohren und Beulen. Das war der erste Sonntag, den ich hinter mich gebracht hatte. Im Krankenbau bekam ich ein Pflästerchen und ein bißchen Salbe, und am nächsten Sonntag ging es wieder los. Da wurden die Stellen, die man noch weiß hatte, blau. Am dritten Sonntag sagte der Kapo vom Holzhof, das war auch ein Deutscher: „Weißt du was, geh mal hinein und mach' Feuer.“ Ich bin dann in sein Haus gegangen, er hatte so ein Kapo-Haus, habe Feuer angemacht und Kaffee gekocht. Der Kapo kam dann herein und sagte: „Du bleibst solange hier, bis ich

dich wieder hinausschicke. Hier lassen sie dich in Ruhe.“ Später bin ich auch zu seinem Kommando übergewechselt. Ich weiß es noch wie heute, wir marschierten zu zehn oder zwanzig Mann los mit einem alten französischen Pferdewagen und mußten Baumstümpfe roden. Die wurden dann auf den Holzhof gebracht, zersägt und gespalten.

Ich habe dann einmal auf ein schönes großes Eichenbrett mit Farbe geschrieben „Kapo Holzhof“. Das hat der Kapo an seiner Bude angebracht, er hatte ein richtiges Steinhaus, das hatte er zusammen mit Häftlingen mit geklauten Steinen gemauert. Dieser Kapo schleppte eines Tages einen großen Stein herbei und sagte, er hätte auch Werkzeug besorgt, und ich sollte ihm in den Stein meißeln „Kapo Holzhof“. Daran habe ich bestimmt vier bis fünf Wochen gearbeitet, immer schön aufgepaßt, daß nichts abbröckelt, und dann mit Farbe nachgemalt. Ich habe das gut hingekriegt.

Irgendwann später bekam ich einmal ein Paar Lederschuhe. Ich zog sie an und marschierte damit aus dem Lager zur Arbeit. Ein Zivilarbeiter, ein Pole, hing mir immer an den Beinen und sagte schließlich in gebrochenem Deutsch, ob ich ihm meine Schuhe verkaufen wollte. Er versprach mir, dafür andere Schuhe zu geben, Brot und Wurst. Er arbeitete auf einem Gerüst, und so vereinbarten wir, daß er dort oben in der äußersten Ecke seine Sachen verstecken sollte. Er hat mir dann erst ein Paar alte Schuhe dorthin gelegt und dann vier Tage lang stückweise alles andere.

Das waren auch Zeiten, an die man sich gern erinnert, in denen man doch so ein bißchen aus dem Geschehen herausgezogen war.

Aber die meiste Zeit war doch mühselig. Ein Mensch, der die Freiheit kennt und sie nicht genießt und froh ist, wenn er morgens aufsteht, daß er ein freier Mensch ist, der ist es nicht wert, daß er lebt. Die Freiheit ist das höchste Gut.

Wenn man hinter Stacheldraht sitzt, die erste Zeit war ganz schlimm, und man hört die Züge, das Tuten der Lokomotive, dann ist es, als risse es einem das Herz heraus. Und die ganze Umgebung war so bedrückend, lastete so auf dem Gemüt: die Tiefstrahler an den Betonpfählen, der Stacheldraht selbst, alles war ausgeleuchtet, die Postentürme Man selber saß dahinter und konnte nichts dafür tun, um wieder auf die andere Seite des Lebens zu gelangen. Das war das Bedrückendste von allem. Hätte man etwas verbrochen gehabt, wäre ein Mörder gewesen oder ein Dieb, dann hätte man sagen können, das ist deine Strafe, du hast dich ja in die Gefahr begeben. Aber wenn man nichts getan hat, eingesperrt wird für nichts und wieder nichts, nur weil man eben als Jude geboren ist, das ist das größte Unrecht.

Ich habe die Gefahren immer gesehen und versucht, mich so zu verhalten, daß ich nicht auffalle. Wenn zum Beispiel einer geschlagen wurde, und man war neugierig und hat hingesehen, dann wurde man selber auch geschlagen, man brauchte gar nichts getan zu haben.

Allem aus dem Wege gehen, nicht auffallen, auch in der Baracke nicht, man mußte sich unterordnen.

Wir wissen aus Berichten, daß Gefangene wie Paul Schneider in Buchenwald oder Pater Maximilian Kolbe in Auschwitz auch in der Situation absoluter Ungerechtigkeit und Entwürdigung ihren christlichen Glauben in Wort und Tat bezeugt haben. Gab es daneben andere Beispiele lebendigen Glaubens, die sich im Lager bemerkbar machten?

Wenn man nicht mit verschlossenen Augen durch das Lager ging, wenn man nicht bloß an sich selbst dachte, sondern auch ein Fünkchen Mitgefühl mit anderen hatte, die vielleicht mehr kämpfen mußten um einigermaßen Herr ihrer Situation zu bleiben, sich damit abzufinden, auf der Schattenseite des Lebens zu stehen, dann konnte man sehen, daß es Gläubige gab. Katholiken, Protestanten oder Juden. Da stand z.B. einer in der Ecke und richtete sein Gesicht nach oben, als ob er zum Himmel sähe und hat seinen Herrgott angefleht und gebetet, oder einer hat seine stille Andacht verrichtet.

Am eindrucksvollsten waren die Zeugen Jehovas. Sie waren nicht klein zu kriegen. Sie haben ihr letztes Essen weggegeben und waren froh, wenn nur einer zuhörte, daß sie den Namen Jehova aussprachen. Das waren ganz unbeugsame Menschen.

Ich selber habe mir gesagt: wenn es einen Gott gibt, dann ist es doch unmöglich, daß er so mitansehen kann, wie Menschen einander vernichten und unter welchen Umständen die Menschen hier zugrunde gehen. Morgens lagen sie vor den Baracken, herausgeschmissen, halbtot. Dann kam ein von Häftlingen gezogener Kommandowagen, und sie wurden hinaufgeworfen, an Beinen und Händen angelaßt, hau ruck, zack, rauf. Sie wurden ins Krematorium gefahren und abgekippt wie Kartoffeln. Ob noch einer lebte oder almete oder mit den Augen zuckte, das war egal. Wenn man so etwas sah, dann dachte man wirklich: vergessen von aller Welt und sogar von Gott! Es gab keinen Augenblick, wo man etwas Gutes erlebte, man konnte nur Schlechtes einstecken. Sah man aber doch einmal etwas Angenehmes, so war das eine Erbauung, als säße man an einer großen Tafel und dürfte von allen Schleckereien, die es gibt, essen.

Über Maximilian Kolbe redete man, aber es wurde nicht publik, ebenso gab es in Buchenwald Flüsterparolen über Pfarrer Schneider. Man wußte auch, was in dem Bunker" passierte, und was in Block 11 in Auschwitz geschah. Ich kannte den Bunkerkalfaktor von Block 11, er war auch Jude, sein Name war Jakob Kozelezuk. Er mußte die Verurteilten zur schwarzen Wand bringen und festhalten, bis die SS sie durch Genickschüsse getötet hatte.

Auch selber mußte man ja immer mit der Gefahr leben. Es gab so viele Lieder, unter anderen auch das Buchenwald-Lied: „Und einmal kommt der Tag, das sind wir frei.“ Aber wann sollte der Tag kommen? Man war so von der Welt abgeschieden, wußte nicht, was passierte, wie der Krieg verlief. Nur die vom Widerstand wußten es. Sie hatten ihren Radioapparat, ihre selbstgebauten Funkgeräte, aber wir anderen waren nur kleine Lichtchen.

Bei einer so großen Zahl von Gefangenen und bei der räumlichen Beschränkung entwickelten sich bestimmt auch Freundschaften, half man einander, wo es nur ging, teilte die Hoffnungen auf die Befreiung . . . Wir fragen Willi Kessler nach sozialen Beziehungen

in einer Lagerwelt, die unter dem ideologischen Anspruch eingerichtet wurde, Menschen durch Arbeit zu vernichten.

Kollegialität gab es unter denen, die sich schon von zu Hause kannten, aber sonst... Man war ja mit den anderen gefangen, aber so viel Vertrauen hatte einer zu dem anderen nicht, daß man sein Brot neben sich hätte liegen lassen. Es wäre am nächsten Tag weg gewesen, selbst der beste Freund hätte es genommen haben können. In einem Lager, wo so viele Menschen waren, ein zusammengewürfelter Haufen, konnte man da dem anderen trauen? Gemeinsames gab es wenig. Es war nicht, daß man einzelnen nicht traute, sondern man hielt einfach den Mund, durfte sich nicht verraten, und niemandem etwas anvertrauen, es sei denn, man hätte einen Freund, mit dem man hundertprozentig übereinstimmte, wo einer für den anderen durch Dick und Dünn ging.

Wenn man abends in die Baracke kam, war man k.o., alles ging im Laufschrift, viele blieben liegen. Die Kommunisten hielten zusammen, auch die Zeugen Jehovas waren solidarisch gegenüber denen, die zur Bibelarbeit gingen. Die Juden standen ganz unten in der Lager-Hierarchie, sie wurden von den Polen schlecht behandelt. Die Polen hatten viele Positionen inne, sie bekamen zusätzlich Essen.

Aus den Gesprächen mit Hermann Langbein und aus seinen Büchern war uns bekannt, daß in Auschwitz eine internationale Widerstandsbewegung bestanden hatte. Wir fragen Willi Kessler, ob er von den Versuchen, sich gegen die nationalsozialistische Lagerführung zu organisieren, etwas mitbekommen hat?

Womit wollte man denn Widerstand leisten? Mit den bloßen Händen, das war ein Ding der Unmöglichkeit. Man konnte keinen Widerstand leisten. Ich kenne jetzt das Buch von Hermann Langbein, aber damals habe ich selbst wenig von allem mitbekommen. Vielleicht weil ich ein Jude war, denn wir standen ja an unterster Stelle der Lager-Hierarchie, vielleicht ist das nicht bis zu mir durchgedrungen. Was sollte man denn tun? Ich sagte ja schon, wenn man geschlagen wurde und hat den Kopf weggezogen, das war schon Widerstand. Man mußte den Kopf gerade halten, damit der auch richtig treffen konnte, wenn er zuschlug. Alles andere wäre schon Widerstand gewesen, dadurch hätten sie sich angegriffen gefühlt.

Auf der anderen Seite war es so, daß das Stammlager, wo ich war, einige Kilometer von Birkenau entfernt liegt. Zeitungen kannte man ja nicht, man kannte nur den Mundfunk. Eine Nachricht, die von Mund zu Mund weitergegeben wird, die bauscht sich auf oder flacht sich im Laufe des Weitersagens ab. Wenn man also etwas hörte, konnte man davon nur 40% glauben.

Es war schon eine ganz enorme Leistung von den Leuten des Sonderkommandos, die das Krematorium in die Luft gesprengt haben, aber ein Aufstand war das nicht. Ein Sonderkommando löste das andere ab, sterben mußten sie sowieso.

Es erscheint uns fast ausgeschlossen, daß verschiedene Ereignisse unbemerkt blieben. Gerade dann, wenn wir uns vor Augen halten, auf welch engem Raum die Baracken mit den vielen Menschen standen.

Es war fast unmöglich, in andere Baracken hineinzugehen. Man wurde vom Stubendienst oder vom Blockältesten rausgeschmissen. Trotzdem bekam man irgendwie mit, was sich in Block 10 und 11 des Stammlagers abspielte, z.B. die Standgerichte. Vor allem, wenn man auf dem Appellplatz stand, konnte man zur Baracke 10 rübersehen, wo an den Frauen die Versuche gemacht worden sind, Schwangerschaftsversuche und Schwangerschaftsabbrüche.

Die öffentlichen Hinrichtungen mußten wir als Häftlinge mitansehen. Wir mußten blockweise zum Appell antreten, soweit der Appellplatz Menschen fassen konnte. Alle, die keinen Platz mehr darauf hatten, mußten nachher an den Gehenkten vorbeimarschieren.

Ich weiß nicht, ob so eine Hinrichtung eine Wirkung auf mich hatte. Man war so abgebrüht, man sah den Menschen, als er schon tot war. Manchmal hat man ihn beneidet, weil er tot war, weil er nichts mehr mitzumachen brauchte. Auch allgemein waren öffentliche Hinrichtungen keine Abschreckung. Einer, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, auszukneifen, der tat das auch. Ich habe einmal gesehen, ich weiß nicht mehr in welchem Lager, da verlassen mich meine Erinnerungen, da hatten sie vorne am Tor zwei Häftlinge auf ein Brett aufgeschnallt. Einem von ihnen hingen die ganzen Gedärme aus dem Leib heraus, so hatten die Bluthunde ihn zugerichtet. Das sollte als Abschreckung dienen, wir mußten daran vorbeimarschieren. Das war natürlich schrecklich, aber was konnte einen denn noch erschüttern.

Ich weiß nicht, was andere miterlebt haben; ich habe meinen Vater sterben sehen, ich habe erfahren, wie mein ältester Bruder von mir gerissen wurde, ich habe gesehen, wie mein Bruder Oskar tot dalag, und von meiner Mutter weiß ich, daß sie in die Gaskammer geschickt wurde, zusammen mit meiner Schwester. Was sollte mich da noch erschüttern?

Und trotzdem, man hat noch ein tieferes Gefühl, und deshalb lebt man mit seinem Herrgott im Hader. Man fragt, warum? wieso? Wie kann ein Gott, der gerecht sein soll, das zulassen?

Jeder Mensch hängt an seinem Leben, und ein Fünkchen Lebenswillen reicht, um weiterleben zu wollen. Ein kleiner Funke nur, aber wenn der erloschen war, dann war es aus. Dann konnte man sich selber sagen: So, morgen gehst du in den elektrischen Draht. Viele haben das ja auch getan, die das alles nicht mehr verkraften konnten. Die hingen dann wie schwarzverkrustete Puppen im Stacheldraht. Wir mußten dann alle in die Baracken, der Strom wurde ausgeschaltet, dann nahmen sie den Toten aus dem Draht, der Strom wurde wieder eingeschaltet, und wir konnten wieder aus den Baracken heraus. Die hatten sogar Angst, daß in den Sekunden, wo der Strom abgeschaltet war, Häftlinge ausbrechen könnten. Lagersperre nannte sich das.

Sonst, wenn normaler Zählappell war, mußten wir direkt vor der Baracke antreten. Dann kam der Blockführer, einer der Oberscharführer, ich kenne sie alle noch beim Namen, ging durch die Reihen und zählte ab. Danach hieß es: „Alles stillgestanden und gezählt und Mützen ab.“ Das mußte ganz korrekt und auf einen Schlag gehen, sonst hieß es wieder: „Mützen auf“, wir mußten noch eine Stunde still stehen, dann kam wieder das Kommando: „Mützen ab“, so lange, bis es wie ein Donnerhall klang. Das war die deutsche Gründlichkeit. Schließlich mußten die Blockführer vorne ans Tor gehen und ihre Häftlingszahlen angeben. Die Rapportführer und ihre Schreiber addierten alles. Wenn einer fehlte, wurde noch einmal gezählt, bis der Appell stimmte.

Neben unseren Kontakten zu Überlebenden der Konzentrationslager hatten wir auch zwei Gespräche mit ehemaligen SS-Männern geführt. Wir hatten dabei festgestellt, daß es sich keineswegs um Monster handelte, denen man ihre Grausamkeit schon von weitem ansah, sondern um Männer, wie sie heute noch in Stammitischen anzutreffen sind. Es ist schwer vorstellbar, wie sie als SS-Angehörige ungeheuere Brutalität begingen, nur Befehlen folgend, um am Abend als liebevolle Väter zu ihren Familien zurückzukehren. Auch Kapos, Funktionshäftlinge also, wurden in den Prozessen nach 1945 häufig wegen Mißhandlung der Häftlinge angeklagt.

Nun berichtet uns Willi Kessler, wie er diese Männer erlebt hat:

Wir hatten in Auschwitz auf dem Bauhof einen Oberkapo, der hatte einen schwarzen Winkel. Er war Deutscher, also ein Vorzugshäftling, er hatte auch z.B. keine geschorenen Haare. Dieser Mann war ein ganz gemeines Subjekt.

Wir bekamen in Auschwitz jede Woche ein Stückchen Wurst und ein bißchen Margarine Fett, das der Mensch wirklich brauchte. Dieser Kapo hatte nun in seinem Kommando auch Muselmänner. Die waren ganz abgemagert und sollten offiziell nur Säcke zählen oder aufpassen, daß die Heustapel ordentlich lagen. Diesen Menschen nahm der Kapo die Margarine und die Wurst weg. Willigten sie darin nicht ein, hat er sie umgebracht, indem er sie entweder erschlug oder sie niederboxte und ihnen dann einen Schippenstiel über den Hals legte und sich daraufstellte, bis sie erbärmlich zugrunde gingen.

Später, in Buchenwald, ereignete sich daraufhin folgendes:

Eines Abends gab es Aufruhr in unserer Baracke. Ich kann mich noch wie heute daran erinnern. Ich lag oben auf meiner Pritsche, als letzter in der Reihe. Mitten in der Nacht ging es hin und her. Ich dachte: was ist denn nun wieder los? Sortieren sie wieder welche aus, die im Krankenbau abgespritzt werden sollen? Ich habe erst am nächsten Tag durch Hintermänner erfahren, daß vier oder fünf Polen sich den Oberkapo geschnappt, ihn herausgezerrt und ihm ganz eklig die Knochen zerschlagen hatten. Danach hatten sie ihn in die Latrine geschleppt, ihm die Beine zusammengebunden und ihn mit dem Kopf in den Dreck gehängt. So fand der sein Ende, viele wußten nicht, warum, ich kannte ihn aber. Und ich dachte mir, „wenn so die Gerechtigkeit anfängt, dann sind wir auf dem richtigen Weg.“ Es war das erste Mal in meiner KZ-Geschichte, in meinem KZ-Leiden, daß ich sah,

daß der Herrgott auch Gerechtigkeit üben kann, das erste Mal. Der Mann hatte wirklich den Tod verdient.

Ich kannte aber auch einen Posten, der fragte mich: „Hast du Hunger?“ Ich hatte Angst und antwortete nicht. Da gab er mir ein Stück Brot aus seinem Beutel. Ich überlegte, ob das wohl ein Trick sei, aber er gab mir später noch einmal Brot. So etwas gab es also auch.

Ich habe ja schon öfter erwähnt, daß es auch unter den Häftlingen eine Hierarchie gab. Vor allem hing das von der Farbe der Winkel ab: Rot waren die Politischen, egal, ob Sozialdemokraten oder Kommunisten. Die hatten untereinander auch gemischte Gefühle, denn sie hatten ja in der Weimarer Republik gegeneinander gekämpft. Große Hoffnungen, daß sie vielleicht auf einen Nenner gelangen könnten, an einem Strang ziehen, gab es wohl nicht. Aber die Verbrecher, die hielten zusammen. Das waren die, die sie aus den Zuchthäusern ins Lager gebracht hatten. Das waren ja auch Deutsche. Diese Grünen waren in erster Linie unsere Vorgesetzten, das waren die Mordwerkzeuge der Lagerverwaltung, der SS. Nur in Buchenwald waren viele Kapos und Blockälteste Politische; in Auschwitz kam dagegen auf 100 grüne Kapos vielleicht ein roter.

Andere Menschen haben auch gelitten, aber der Jude war eben ganz unten. Und was mich selbst doppelt getroffen hat, war, daß ich Deutscher war. Ich bin in Deutschland geboren, und ich konnte die Sprache der Mörder verstehen. Als die Griechen ins Lager kamen, lernte ich einen Juden aus Saloniki kennen, der mit seiner Frau und vier kleinen Kindern angekommen war. Er ist später in den Stacheldraht gegangen, er konnte es nicht mehr verkraften. Er verstand nichts, was ihm der Blockälteste oder ein SS-Mann sagte, er war wirklich ein Schaf, das zur Schlachtbank ging. Aber einer, der die Sprache der Mörder sprach, für den war es doppelt schwer. Ich sage immer, ich war Gefangener in dem Land, das meine Sprache spricht.

Der Weg in die Freiheit

Willi Kessler erlebt im Außenlager Monowitz, wie die russische Front immer näher rückt. Jetzt beginnt der letzte Abschnitt aus der Unfreiheit heraus in eine Freiheit, auf die er so lange gehofft hat.

Monowitz war kein Vernichtungslager, hier wollte die IG Farben Kunstgummi herstellen. Aber soweit sind sie nicht mehr gekommen. Als die Produktion anlaufen sollte, haben die Alliierten einen Bombenangriff gestartet und zweidrittel der Anlagen zerstört.

Nach dem Bombenangriff mußten wir die Toten ins Lager hereinschleppen. Manchmal war ich vom Schicksal benachteiligt, obwohl ich überlebt habe. Damals hatte ich einen auf dem Buckel, der hatte keine Beine mehr, ihm hingen die Gedärme heraus. Und ich mußte ihn

ins Lager schleppen. Andere kamen, die hatten Köpfe unter dem Arm oder Arme oder Beine...

Alles mußte ins Lager gebracht und dort hingelegt werden. Zwei Beine, zwei Arme, ein Kopf, das war ein Mensch, der Leib brauchte gar nicht dabei zu sein. Das war ein Mensch und also einer, der in der Schreibstube als „Abgang“ festgehalten werden konnte.

Ich kann nicht verstehen, warum nicht auch Auschwitz bombardiert wurde. Man hätte doch so genau treffen können, daß die Vergasungsanlagen und die Krematorien in Schutt und Asche gelegen hätten. Ich begreife bis heute nicht, wieso das nicht geschehen ist. Dahätten Tausende von Menschen nicht mehr sterben müssen.

Im Januar 1945 kam der Befehl, Monowitz zu räumen. Wir sind von Monowitz über Gleiwitz und weiter durch die Tschechoslowakei marschiert. In Gleiwitz kamen wir wieder in ein Konzentrationslager. Die früheren Insassen waren auch schon unterwegs. Wir strömten alle in die Baracken, und es konnte leicht passieren, daß dabei einer auf der Erde liegenblieb und totgetrampelt wurde. Wir haben uns dann die Fensterläden ausgehängt, sie auf die Erde gelegt und sind vor Hunger und Übermüdung sofort eingeschlafen. Das war eine Gottes-Gnade, daß man schlafen konnte, daß man nichts hörte, nichts sah, wenigstens im Schlaf alles vergessen konnte. Trotzdem schlief man wie ein Tier, das immer darauf eingestellt ist, daß etwas passiert. Man schlief sozusagen mit offenen Augen.

Am nächsten Morgen ging es weiter quer durch die Tschechoslowakei. Wohin ging jetzt der Weg? Ins Ungewisse. Unser Haufen wurde immer kleiner. Menschen, die man noch ein paar Tage vorher gesehen hatte, die mit einem im selben Block gewesen waren, die waren auf einmal nicht mehr da. Von Gleiwitz aus wurden wir mit einem Transportzug befördert. An den Haltestellen mußte jeder Waggon zwei Mann zur Essensannahme abstellen. Da ist es einmal vorgekommen, daß wir gerade den Kessel in Empfang genommen hatten, als unser Zug abfuhr. Da standen wir, 12 oder 14 Häftlinge mit drei Mann SS-Bewachung. Obwohl wir vor Hunger nicht mehr laufen konnten, sperrten sie uns aus Angst in den Bahnhof ein. An den Namen des Ortes kann ich mich nicht mehr erinnern. Wir bekamen bis zum nächsten Morgen nichts zu essen, nicht einmal den Kessel durften wir öffnen. Dann sind wir mit einem Personenzug mitgefahren. Wir mußten oben im Gepäcknetz liegen, damit wir nicht fliehen konnten. So bekamen wir wieder den Anschluß an unseren Transportzug.

Später mußten wir den Zug wieder verlassen, es war kalt und fing an zu schneien. Nun ging es zu Fuß weiter. Das war die letzte Leidensstation. Man konnte sich nicht mehr als Mensch bezeichnen. Man war so elend, Kälte, nichts gegessen, nichts auf dem Leib, was wärmen könnte und man sah keinen Ausweg. Man hörte es nur immer wieder hinter sich knallen Fiel einer um, so wurde er noch geschlagen. Ich sagte mir dann: „Du schleppst dich, und wenn du auf allen Vieren krabbelst, du darfst nicht aufgeben.“

Ich hatte auf diesem Marsch einen Freund, einen Theaterfriseur aus Wien. Er hatte die Nummer 68000. Er war, glaube ich, einer der ersten, den sie nach Buchenwald gebracht

hatten. Von dort kam er nach Auschwitz, von Auschwitz nach Monowitz, und dort lernten wir uns kennen. ,

Er sagte immer: „Hör mal, wenn du nicht mehr kannst, kann ich auch nicht mehr.“ Er richtete sich nach mir, ich war stets der Tonangebende, im Laufen, im Ruhen.

Wir teilten unsere Verpflegung so ein, daß wir immer eine Portion für den nächsten Tag verwahrten, bis wir einen kleinen Vorrat angelegt hatten. So hatten wir, als wir von Monowitz auf Transport gingen, jeder anderthalb Schwarzbrote. Mit dieser Wegzehrung, wie wir das nannten, haben wir uns am Leben erhalten. Wir haben immer nur ein Stückchen gegessen, nie hätte man gesagt: „Jetzt habe ich solchen Hunger, jetzt esse ich alles auf einmal.“ Das war vielleicht auch unser Glück, so konnten wir durchhalten.

Als wir ins Thüringische kamen, sagte mein Freund: „Jetzt weiß ich, wohin wir kommen. Wenn mich nicht alles täuscht, geht's nach Buchenwald. Und wenn wir dort sind dann weiß ich mir schon zu helfen.“ Gegen Abend kamen wir in Buchenwald an.

Zweitausend Häftlinge waren von Monowitz losmarschiert — jetzt waren wir noch höchstens sechshundert.

Ich nehme an, daß wir drei bis vier Wochen unterwegs waren. Man halte ja keinen Kalender, aber man konnte es am Bartwuchs erkennen.

In Auschwitz hatten wir bei uns einen Kupferschmied gehabt, einen Russen, der machte aus Blechdeckeln die schönsten Sachen. Er war ein frommer Jude und hat mir aus Kupfer einen Davidstern gemacht, den ich mir mit einem Draht, der noch aus Jawischowitz stammte, um den Hals gehängt habe. Das war mein Talisman, er hatte mich begleitet von Jawischowitz über Auschwitz und Monowitz bis nach Buchenwald. In Buchenwald mußten wir uns dann ausziehen, ich bekam die Nummer, 120.570, meine alte Nummer, 99.998, die galt hier nicht mehr. Bei der Desinfektion sah der Oberkapo meinen Anhänger. Bis dorthin hatte ich das Ding immer entweder in der Hand gehabt oder unter der Zunge gesteckt, so hatte ich es überall durchgebracht. Nur diesmal hatte ich vergessen, es abzumachen. Der Oberkapo packte mich am Hals, riß mir die Kette ab und sagte: „Bist du verrückt, willst du durch den Kamin?“ So war mein Judenstern nun weg, mein Talisman. Vielleicht war das auch mein Glück, denn, abgemagert wie man war, wäre es kein Wunder gewesen, wenn sie einen aus diesem Grunde gleich ins Krematorium geschoben hätten. So etwas war für sie wie ein gefundenes Fressen.

Wir mußten dann baden und dann ging es in das kleine Lager, das lag unterhalb eines Bergrückens. Im oberen Lager ging es noch gesittet zu, die Baracken waren fürs Auge ausgerichtet, deutsche Gründlichkeit. Aber in dem kleinen Lager herrschten wüste Zustände, da ging es drunter und drüber. Es gab nur alte Holzbaracken, zum Teil fehlten die Fensterscheiben, die Dächer hatten Löcher, hier und da fehlte ein Brett...

Draußen war alles voller Matsch und Dreck. Wir waren froh, als wir abends ins kleine Lager hineinkamen, froh, eine schützende Hülle zu haben, nicht mehr draußen stehen zu

müssen. Wo so viele Menschen sind, ist es ja auch warm. Man schwitzt schon vor Angst unheimlich, das ist wieder Neuland, man weiß nicht, was kommt jetzt, man denkt nur von Minute zu Minute. Jeder bekam seine Pritsche angewiesen. Zuerst oben, war die eine Schicht voll, zack, die zweite Schicht, dann die dritte und die vierte. Hatte man Pech und landete unter einem, der eine kranke Blase hatte, dann konnte man sich die ganze Nacht abwischen. Das war schlimm, aber was sollte man denn machen? Man konnte den ja nicht dafür umbringen oder sagen: „Leg dich woanders hin.“ Das kommt ja jedem selbst auch passieren.

Ganz spät in der Nacht bekamen wir von dem Blockältesten, einem Politischen, etwas Warmes, heißen Tee. Nachdem man den getrunken hatte, schlief man vor Wärme wirklich ein, ohne viel zu denken oder zu überlegen, man war ganz selig. Nur, wenn sich einer umdrehte, wurde die ganze Sippschaft wach, dann mußten sich alle wie die Ölsardinen rundrehen, denn anders konnte man nicht liegen, sonst hätte man zuviel Platz eingenommen.

Buchenwald war die letzte Station. Das Essen war schlecht wie in allen Lagern, aber im kleinen Lager traute man sich nicht einmal, davon etwas zu essen. Man hatte immer Angst, sich wegen der großen Unsauberkeit eine Krankheit zu holen.

Der Blockälteste war politischer Gefangener, der schon sehr lange in Buchenwald war. Der hat niemanden ungerecht behandelt. Wenn sich einer daneben benahm, mußte er natürlich damit rechnen, daß er einen auf den Balg bekam. Sonst kann ich nicht klagen. Wir arbeiteten nicht und bekamen daher auch sehr wenig zu essen. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, man konnte die Zeit nur schätzen, wenn man fleißig mitgezählt hatte, da kamen eines Tages prominente Häftlinge zu uns ins kleine Lager und versteckten sich.

Mein Kollege sagte: „Hier ist irgendetwas im Gange, aber was, das weiß ich nicht, das kriege ich aber noch raus.“ Etwas später sagte er zu mir: „Ich glaube, in den nächsten Tagen oder Wochen wird sich für uns etwas ganz Entscheidendes tun. Entweder wir gehen hier alle kaputt oder wir erlangen unsere Freiheit wieder.“ Dann ging es los.

Schon am 6., 7., 8. April wurden Transporte zusammengestellt, in erster Linie Juden. Die sollten wohl ins Reich gehen, in unterirdische Flugzeugfabriken. Am 11. April morgens hieß es dann, es ist so um die Mittagszeit gewesen, das Lager wurde evakuiert.

Später kam dann die Vorhut der 1. Panzerdivision der Amerikaner nach Buchenwald. Da wußten wir noch immer nicht, was eigentlich los war. Wir konnten auch nicht glauben, daß wir frei sein sollten. Freiheit, danach hatte man sich jahrelang gesehnt, aber sie schien nie erreichbar. Man hörte vereinzelt Schüsse, dann wurden erst einmal die Postentürme freigeschossen. Die SS-Männer, die sich nicht ergeben wollten, wurden heruntergeholt, die anderen wurden entwaffnet. Dann kamen diese Brüder in den Zellenbau, wo Pfarrer Schneider sein Leben gelassen hatte. Die Vorhut der Amerikaner hielt sich nicht lange auf, sondern fuhr wieder hinunter nach Weimar, da muß wohl eine Panzerschlacht stattgefunden haben.

Ja, man war frei, man war krank, man wußte nicht, was man anfangen sollte. Die Baracken wurden geräumt und sauber gemacht, die Kranken kamen in ein Lazarett. Dort gab es Matratzen, mit weißen Laken bezogen, wie es sich für ein Krankenhaus gehört. Dann kamen die amerikanischen Soldaten herauf und sahen sich das Lager an, gingen durch das Krankenhaus, jetzt war es ja ein Krankenhaus und kein Häftlingskrankenbau mehr. Jeder packte seine Taschen aus, ihre Uniformen hatten unwahrscheinlich viele Taschen. Sie warfen Zigaretten aufs Bett, Schokolade, Leberwurst, Streichhölzer, Butter, Marmelade, alles...

Einer war dabei, der sagte: „Junge, wenn du wieder auf den Beinen bist, dann kommst du zu mir auf den Flugplatz.“ Das war ein Jude aus New Jersey, der kam mich auch später zweimal die Woche besuchen, brachte mir Fleisch aus dem amerikanischen Hospital mit.

Nur anfangs wurde in der alten Häftlingsküche gekocht, nachher mußten die Bauern aus der Umgebung alles abliefern, was sie an Milch, Eiern, Butter, Geschlachtetem hatten, alles kam nach Buchenwald. Sie standen von abends, die ganze Nacht hindurch, bis zum nächsten Morgen und luden alles in der Küche ab. Dann wurde gekocht, daß der Löffel im Fleisch stand. Mein Kollege sagte: „Weißt du was, wir haben es bis hierher geschafft, am Leben zu bleiben. Aber wenn wir das jetzt essen, dann leben wir nicht mehr lange, das kann unser Körper gar nicht verkraften.“ Und wenn ich diesen Mann ansah, dann brauchte ich keinen Spiegel, um zu wissen, wie ich selber aussah, wie schlecht ich aussah.

Wir konnten noch einigermaßen laufen, eher wanken als laufen, und so haben wir uns Milch geholt und einen Spirituskocher bei den Amerikanern organisiert. Damit haben wir uns Haferflocken und Grieß gekocht, damit der Magen sich wieder an Nahrung gewöhnte. Die meisten, die die Freiheit erlebt haben, hätten nicht mehr sterben müssen, wenn da ein bißchen besser aufgepaßt worden wäre. Die sind dann am Wohlstand kaputt gegangen. Es ist ja auch klar, wenn man alles auf dem Tisch hatte, dann waren alle guten Vorsätze wie weggeblasen. Man dachte nur daran: jetzt erst einmal essen, damit du richtig satt wirst.

Ihr könnt nach Hause gehen

Wie konnte man als Jude weiterhin in Deutschland leben? Diese Frage bedrängt uns nach den vielen Einzelheiten, die wir von Willi Kessler über seinen Aufenthalt in Auschwitz und Buchenwald erfahren haben. Von seiner Frau, die unseren Gesprächen stets mit einer gewissen Zurückhaltung gefolgt war, hatten wir hin und wieder einige Bemerkungen aufgeschnappt, aus denen wir entnehmen konnten, daß auch später, heute noch, Vorbehalte gegenüber einem ehemaligen KZler bestehen. Deshalb führten wir weitere Gespräche, in denen uns Willi Kessler berichtete, wie das für ihn war, aus Buchenwald befreit zu sein, aber doch nicht zu wissen, was nun werden sollte. Denn er war der einzige

Überlebende seiner Familie, er hatte erreicht, was er sich vorgenommen und gewünscht hatte: einer muß überleben!

Ich hatte gemischte Gefühle nach der Befreiung, in Deutschland, in Buchenwald. Alle ausländischen Kameraden waren mit Schiffen, mit der Bahn und Omnibussen nach Hause gebracht worden, nach Österreich, nach Frankreich, nach Italien... . Aber wir waren Deutsche, wir bekamen Verpflegung für etwa 10 Tage und ein bißchen Geld, dann hieß es: „Ihr könnt nach Hause gehen. Aber wie soll man nach Hause gehen, wenn man kein Zuhause mehr hat?“

Ich habe als erstes versucht, nach Berlin zu kommen. Bei Helmstedt mußte ich über die Demarkationslinie, aber dort haben die Russen mich aufgehalten, obwohl sie wußten, daß ich im KZ gewesen war. Ich bin dann zur amerikanischen Kommandantur gegangen und habe dort meinen Fall 'geschildert. Dort sagte man mir: „Du..mußt noch zwei bis drei Tage warten, dann fährt ein amerikanischer Verpflegungszug nach Berlin, darin werden wir dich wohl unterbringen können.“ Ich dachte, ich würde schön in einem Abteil im Zug sitzen...

Am Abend kam ein Captain, führte mich auf den Bahnsteig und zeigte mir einen plombierten Kartoffelzug. Ich bin durch eine Luke hineingeklettert und er gab mir - selber hatte ich nur etwas Brot, keine Butter, keine Wurst, nichts - alles Mögliche, was er an Verpflegung in seiner Tasche hatte. Er ermahnte mich noch, ganz leise zu sein, wenn der Zug über die Demarkationsgrenze fährt. Aber der Zug fuhr und fuhr nicht ab, es war schon bald Mitternacht. Ich öffnete wieder die Luke, um frische Luft zu bekommen, da hörte ich einen Berliner rufen: „Ist da einer?“ Ich überlegte, „sollst du nun antworten oder nicht? Aber vielleicht ist es besser, du antwortest, dann hast du noch einen und bist nicht ganz alleine.“ Also steckte ich meinen Kopf aus der Luke und half dem Mann zu mir in den Waggon. Schließlich fuhr der Zug doch ab. Die Strecke war eingleisig, so sind wir wohl 7 Tage von Helmstedt nach Berlin gefahren. Unsere Lebensmittel nahmen immer mehr ab, die letzten 2, 3 Tage hatten wir gar nichts mehr. Zwar waren wir das Hungern gewöhnt, aber jetzt hatten wir doch eine Zeit hinter uns, in der wir wieder etwas zu essen bekommen hatten, so waren wir nicht darauf vorbereitet.

Über eine Episode muß ich heute noch lachen. Einmal fing es unterwegs an zu regnen, da packte mein Mitfahrer sein Rasierzeug aus der Tasche, hielt seinen Hut aus der Luke heraus und begann sich einzuseifen. Man kann wirklich etwas aus seinem Leben machen. Er kannte die Strecke. Während der letzten Stunde zog er einen großen Jutesack aus seinem Handkoffer heraus und füllte ihn mit Kartoffeln. Ich sagte: „Kollege, jetzt will ich aber auch ein Wort mitreden, du bist wohl wahnsinnig, wie willst du die Kartoffeln denn hier herausbekommen?“ Als der Zug in Wannsee einfuhr, öffnete ein amerikanischer Soldat die Tür des Waggon, mein Mitfahrer nahm seinen Kartoffelsack, grüßte und marschierte weg. „Das hättest du nicht fertig bekommen“, sagte ich mir. Das einzige, was ich jetzt hatte, war Hunger. Nun ja, ich war in Berlin-Wannsee! Das war ein Gefühl, nach all diesen Jahren, das man nicht beschreiben kann. Schon das Wort „Berlin-Wannsee“ war für mich Freude und Enttäuschung zugleich. Freude, wieder zu Hause zu sein, in Berlin, und Enttäuschung, da ich nicht wußte, wohin, zu wem?

Zu Hause war ja nicht mehr da, keiner war mehr da. Mein erster Weg führte mich an einer Bäckerei vorbei. Ich ging hinein, erklärte dem Bäcker meinen Fall und daß ich Hunger hätte. Der Bäckermeister meinte: „Junger Freund, machen sie sich mal keine Sorgen, so viel zu essen haben wir noch.“ Und er packte mir ein ganzes Brot ein, noch frisch aus dem Ofen. Das wäre beinahe mein Verderben gewesen.

Obwohl ich eigentlich Bescheid wußte, habe ich mich vergessen und ein paarmal herzhaft in das Brot gebissen - im Nu war die Hälfte weg. Ein paar Tage darauf hatte ich dann die Ruhr.

Beim Roten Kreuz bekam ich etwas zu essen und ein wenig Geld, ich bin dann ins Gasthaus gegangen, mußte mich dort aber immer so setzen, daß ich in der Nähe des Schildchens „Zum Hof“ saß.

Berlin war zu 86% zerstört, es gab nur Ruinen, ganze Straßenzüge waren wegrasiert. Ich bin zuerst aufs Einwohnermeldeamt gegangen, wo Namenslisten auslagen. Aber der Name, den ich mir dort aufgeschrieben hatte, gehörte dann doch einem Fremden. Anschliessend ging ich zu einer Auffangstelle für politisch und rassistisch Verfolgte der antifaschistischen Einheitspartei. Einer sagte mir dort: „Du siehst ja schwer beschissen aus, wir hatten aber auch kein Zuckerlecken. Ich gebe dir hier die Adresse von einem ehemaligen Nationalsozialisten, einem dicken Bonzen, der kleidet dich ein.“ Zu dem kam ich dann, es war ein älterer Herr, er meinte: „So ändern sich die Zeiten, aber sie können ja auch nichts dafür.“ Er hat mir dann seinen Werdegang geschildert. Ich weiß nicht, ob das alles stimmte, aber es war nicht jeder ein Nazi, viele wollten nur mitschwimmen, um nicht unterzugehen. Er hatte drei Söhne gehabt, die alle gefallen waren. Der Mann war wirklich am Boden zerstört, er hat mir selbst leid getan. Er gab mir dann einen Anzug von seinem Sohn und änderte ihn für mich sofort ab. Er sagte, er müsse das so abgeben, dafür dürfe er nichts nehmen. Da habe ich ihm das halbe Brot dagelassen - er fiel mir dafür fast um den Hals.

Ich übernachtete beim Roten Kreuz und machte mich am nächsten Tag wieder auf, um Adressen zu suchen. Da traf ich frühere Freunde meines Bruders, eine Familie Brenner. Der Vater ist in Monowitz umgekommen und eine Tochter haben sie aufgespürt, die in Berlin im Untergrund lebte. Einer der Söhne nahm mich dann mit zu sich nach Hause. Die Familie war in eine große Villa in Tempelhof gezogen, sie hatte dort einen Nazi-Bonzen herausgeworfen.

Mit dem ältesten Bruder, der hieß Leo, war ich in Monowitz zusammen gewesen. Er war dort Kapo.

Frau Brenner begrüßte mich: „Mensch, Willi, daß man einen wiedersieht, den man noch von früher kennt! Unser Vater ist in Monowitz durch einen Blockältesten umgebracht worden.“

Einer der Söhne war jetzt bei der Kriminalpolizei, bei einer Sonderkommission, die unter anderen auch diesen Blockältesten aufgespürt hatte. Sie hatten ihn sofort selbst erledigt. Selbstjustiz.

Frau Brenner erzählte mir, daß die ganze Familie zu ihren Schwestern in die USA fahren wollte und fragte, ob ich nicht mitwolle?

Ich sagte: „Dann hätte ich ja gleich mitfahren können, als mir der Amerikaner das anbot, der bei meiner Befreiung aus Buchenwald dabei war.“

Heute bin ich ganz froh, daß ich das damals nicht getan habe. Man ist doch ein Fremder, wenn man nach Amerika kommt, kann kein Englisch und nichts. Frau Brenner meinte damals: „Wenn wir 20, 30 Jahre weiter sind, fängt das Spiel wieder von vorne an.“ Ich habe das als Utopie empfunden: Das ist doch unmöglich! Das war doch so eine grausame Zeit, für uns am grausamsten, aber auch für die Bevölkerung. Einer hat den Sohn verloren und einer die Eltern, ein anderer das Haus. So etwas darf nie wieder geschehen und kann es auch nicht, denn die Zivilbevölkerung, die sogenannten Arier, die hatten doch auch kein Zuckerlecken. Es waren nur einige, die „Ja“ und „Heil“ riefen, als Goebbels im Sportpalast sprach.“

Wir fragen Willi Kessler, ob dies wirklich seine damalige Überzeugung war, daß es nicht die gleichen Deutschen waren, die ihm einerseits in Auschwitz in der SS-Uniform begegneten und die er jetzt als Nachbarn oder Passanten auf der Straße erlebte?

Also ehrlich gesagt, ich habe in jedem Menschen einen Mörder gesehen, in jedem. Er konnte mir noch so grade ins Gesicht sehen und sagen, er hätte keinem Menschen etwas getan. Nach allem, was man erlebt hat, und wie man es erlebt hat, und was Menschen, SS-Leute, getan haben, denen man nicht zugetraut hätte, ein Mörder zu sein...

Mein erster Rachegeanke war: Jetzt mußt du diejenigen ausfindig machen, die dir Leid zugefügt haben. Aber dann, man hatte soviel mit sich selbst zu tun, war krank, hatte seelisch und körperlich soviel zu schleppen, daß man schließlich gedacht hat: „was hätte ich denn davon?“

Zu Hunderten sagten mir Leute, sobald nur das Gespräch darauf kam: „Ob Sie es glauben wollen oder nicht, ich hatte nichts damit zu tun, mir haben die Leute immer so leid getan.“ Denen antwortete ich : „So wie Sie sprechen Tausende. Und wenn die Tausende, anstatt wegzusehen hingesehen hätten, was man mit uns gemacht hat, dann wäre so etwas nicht passiert.“ Es gab auch viele, die behaupteten, sie hätten nichts davon gewußt, daß man Juden in KZs umbrachte. Ich meine, ich konnte ihnen ja nicht sagen: „Du hast es wohl gewußt.“ Es gab auch viele, die wirklich nichts davon gewußt haben. Und es gab viele, die davon gewußt haben und nachher nichts mehr wissen wollen.

Die Entnazifizierung später war der größte Blödsinn. Diejenigen, die wirklich Dreck am Stecken hatten, sind durch die Maschen des Gesetzes geschlüpft. Und die Kleinen, so ein Luftschutzwart oder Zellenleiter, die haben sie dann an die Hammelbeine gekriegt. Sie

mußten Geld bezahlen oder sind zu Gefängnis verurteilt worden. Das war alles ein Bluff. Denken sie doch an die ganzen Prozesse, die nachher liefen. Die vom Entnazifizierungsausschuß als Mitläufer eingestuft wurden, waren in der NS-Hierarchie oft sehr hoch. Da konnte man schon an der Gerechtigkeit zweifeln. Ich stehe immer noch auf dem Standpunkt, Gerechtigkeit gibt es nur von einem, unserem Herrgott: Jeder muß sterben, ob er reich ist oder arm, ob er etwas auf dem Gewissen hat oder nicht. Das ist die einzige Gerechtigkeit, die es gibt.

Wenn Willi Kessler von Gerechtigkeit spricht, spüren wir sehr deutlich seine Verbitterung. Wir zögern, weitere Fragen in dieser Richtung zu stellen und lenken zurück auf die Zeit in Berlin nach seiner Ankunft.

Durch die Familie Brenner bekam ich dann die Adresse unserer früheren Rockschneiderin, einer Christin. Dorthin fuhr ich also eines Tages. Sie bat mich in die Wohnung und erzählte mir, wie es ihr ergangen war. Ihr Mann war Jude, vorbestraft, weil er eine damals verbotenen Zeitung verkauft hatte. Deswegen war er Jahre später in „Sicherheitsgewahrsam“ genommen worden. Einige Wochen darauf bekam seine Frau aus Sachsenhausen den Bescheid, ihr Mann sei an Herzversagen verstorben. Gegen Einsendung von RM 80,- konnte sie die Urne erhalten.

Nachdem sie so von ihrer Familie erzählt hatte, fragte sie mich: „Lieber Freund, was willst du denn nun machen? Am besten bleibst du erst einmal hier.“ Ich bin dann auch dort geblieben. Ich hatte damals schon ganz eklige Ruhr im Bauch. Ich wurde immer kränker, konnte mich kaum auf den Beinen halten. Sie wollte mich ins Krankenhaus schicken, aber dagegen habe ich auch heute noch eine Abneigung. Ich will mein eigener, mein freier Herr sein, von keinem verwaltet, von keinem beaufsichtigt.

Als ich in einem anderen Zusammenhang von ihr einmal hörte, Tante Erna sei noch am Leben, da wollte ich unter allen Umständen zu ihr hingehen. Tante Erna war unser Dienstmädchen, sie hat mich groß gezogen, war fast ein Mitglied der Familie. Sie hatte jetzt einen notdürftig wieder hergerichteten Gemüseladen. Als sie mich sah, kam sie gleich auf mich zu, nahm mich in den Arm und sagte kein Wort. Ich mußte gleich dableiben. Sie hat mich gepflegt und hier etwas vorgeholt und dort etwas vorgekramt, ein Stück Wurst, ein Stück Butter, alles, was sie mir an Gutem tun konnte, hat sie mir auch getan. Geld hatte sie genug. Hundertmarkscheine, Tausendmarkscheine, das spielte keine Rolle.

Von Tante Erna wiederum bekam ich die Adresse unseres früheren Altgesellen. Bei ihm hatten meine Eltern alle wichtigen Geschäftsunterlagen, aber auch Wertgegenstände in Verwahrung gegeben. Kaum hatte er mich erkannt, kam er gleich darauf zu sprechen und erklärte, daß seine Familie völlig ausgebombt worden wäre und leider nichts mehr von dem vorhanden sei, was meine Eltern ihm anvertraut hätten. Er erzählte auch von unserem alten Haus, in dem jetzt andere Leute wohnten. Dorthin ging ich anschließend.

Ich klopfte an unsere Wohnungstür, da machte mir ein früherer Nachbar auf, ein Mann mit zehn Kindern. Seine Frau fing gleich an zu weinen, denn sie dachte, ich wollte sie aus der Wohnung schmeißen. Ich sagte ihr: „Ich will Ihnen doch nichts tun. Wenn ich in dieser

Wohnung wohnen sollte, würde ich doch meines Lebens nicht mehr froh. Machen Sie sich mal keine Sorgen, wenn wir auch bisher für Untermenschen gehalten worden sind, für den Abschaum der Menschheit, so sind wir doch nicht schlecht.“

Ich wollte nur eine Nähmaschine für unseren früheren Altgesellen, außerdem erinnerte ich mich an eine große Kommode. Es war, als hätte ich eine Eingebung gehabt. Ich sagte zu dem Mann, er möge mir helfen, die schweren Schubladen herauszunehmen. Was glauben Sie, was ich da gefunden habe? Bilder von meinen Brüdern, ein Bild von meiner Schwester. Mir liefen vor Freude die Tränen aus den Augen. Nur von meinen Eltern habe ich kein Bild, weder von meinem Vater, noch von meiner Mutter.

Sonst nahm ich nichts aus meinem Elternhaus mit. Wäre man gemein gewesen und hätte die Methoden übernommen, hätte die Familie hinaus geschmissen – wer hätte einen denn gehindert? Aber ich hätte das nicht übers Herz gebracht, die Kinder wie die Orgelpfeifen... . Ich sagte mir, man muß nicht Böses mit Bösem vergelten, vielleicht wird man für Gutes, was man tut, auch belohnt.

Mit seiner Darstellung aus dem zerstörten Berlin, werden für uns Zusammenhänge deutlich, die wir aus Schilderungen in unseren Familien wiedererkennen. Wir fragen Willi Kessler, wie es dann weiter ging?

Die einzige Verwandte, von der ich dachte, sie könnte noch leben, war eine Tante in Mülheim/Ruhr. Sie hatte immer gesagt: „Mich kriegen die nicht! Ich gehe in den Untergrund.“ So bin ich also im Oktober 1945 nach Mülheim gefahren. Dort habe ich festgestellt, daß alle Juden aus Mülheim nach Tschenstochau abtransportiert worden waren. Da brach für mich alles zusammen, da wußte ich, ich habe gar niemanden mehr.

In Mülheim bin ich dann, ohne es zu wollen, in ein Krankenhaus gekommen. Ich war der einzige, der keinen Besuch bekam. Alle anderen bekamen ihre Verpflegung von draußen mitgebracht. So marschierte ich an jedem Morgen und Nachmittag durch das Krankenhaus, es hatte etwa 30 bis 40 Zimmer, und holte mir aus allen Zimmern die Butterbrote zusammen. Manchmal war ein bißchen Margarine drauf oder Marmelade, Wurst gab es nicht. Dann saß ich mit einer Kanne Kaffee oder Kakao 'vor einem Teller voller Brote. Ich wurde nie satt.

Der Arzt sagte zu einer der Schwestern, daß ich immer etwas zu essen bekommen sollte, nicht nur zu den Mahlzeiten. Daher stellte mir die Schwester abends immer eine große Porzellanschüssel Spätzle mit Milch auf mein Nachtkonsölchen. Wenn ich wach wurde, hatte ich Hunger wie ein Wolf. So ging es mir allmählich etwas besser. Aber eines Tages sagte mir der Arzt: „Das Essen, das sie brauchen, um wirklich wieder auf die Beine zu kommen, das können wir Ihnen hier nicht bieten. Ich habe für Sie eine Stelle ausfindig gemacht und zwar im Rheinland, in Denklingen.“

Es handelte sich dabei um eine frühere Lungenheilstätte, in der nach dem Krieg die Engländer die Deportierten versorgt hatten.

Am 2. Januar 1946, ich werde das nie vergessen, bin ich mit dem Bus von Dieringhausen nach Denklingen gekommen. Als ich von unten das große Haus gesehen habe, standen mir die Tränen in den Augen. Ich dachte: „Was sollst du da? Da ist man fremd; das Schlimmste für den Menschen ist es ja, nicht zu wissen, wo er hingehört. Viele sagen, wenn man jung ist, kommt man schnell darüber hinweg. Aber das stimmt nicht immer, das ist nicht wahr, ob älter oder jünger, man ist verlassen. Das kann zu einer Krankheit werden, und man hat immer das Gefühl, jeder will einem was, man fühlt sich stets als derjenige, der unterdrückt wird.“

Ich bekam dann mein Zimmer zugewiesen und konnte in den Speisesaal gehen. Dort gab es Hammelfleisch mit Steckrüben, dick gekocht. Ich habe dann ordentlich gespeist.

Dort lernte ich bald den zweiten Koch kennen, einen Holländer, der nicht zurück durfte, weil er bei der SS gewesen war. Das war aber ein Pfundskerl. Er sagte: „Man war jung, man wollte etwas erleben, so bin ich Soldat geworden und bekam ein Abzeichen auf den Kragen.“ Er hat aber nie einem Menschen etwas getan. Der kam abends zu mir und brachte mir ganze Fleischwürste, er hat mich gepflegt.

Bei den Erzählungen über den Aufenthalt in Denklingen nimmt Frau Kessler zunehmend an unseren Gesprächen teil. Nach einiger Zeit bekommen wir heraus, daß sie in dieser Zeit ihren Mann kennengelernt hat.

Meine Frau war in der Teeküche beschäftigt, und ich hatte einen Sitzplatz, von dem ich genau dorthin hineinsehen konnte. Nun spricht es sich ja herum, wer, was, wo — so ein Krankenhaus ist wie ein Dorf. Später erzählte mir meine Frau, ich hätte ihr immer leid getan. So haben wir uns dann angefreundet.

Sie fuhr immer nachmittags nach Hause und so fragte ich sie eines Tages, ob ich sie begleiten dürfte. „Nein“, sagte sie, sie könnte ohne mich auskommen. So habe ich jeden Bus abgepaßt, der kam.

Wir gingen dann öfter miteinander spazieren, bis sie eines Tages sagte, ich solle mit zur Konfirmation ihres Bruders gehen. Ich bin dahin gekommen und wie der erste Mensch bestaunt worden. Mein .späterer Schwiegervater fragte, was ich denn einmal tun wollte.

„Ich weiß es nicht“, sagte ich. Er meinte: „Weißt du was, Junge, wo fünf am Tisch sitzen, da bekommt der sechste auch noch etwas ab.“

Im August 1946 haben wir geheiratet, und ich bekam dann auch Arbeit, nachdem ich wohl zwanzigmal zur Personalstelle gelaufen war. Ich war im Transport beschäftigt, das war schwere Arbeit, man hatte damals noch keinen Hebekran, man mußte in die Hände spucken — und in dieser schlechten Zeit hatte man ja auch nichts zuzusetzen.

Ich war in einem Konzentrationslager

Für uns ist es schwer vorstellbar, wie Willi Kessler, belastet mit seinen Erinnerungen, ohne eigene Familie in einem kleinen Ort Fuß fassen konnte. Wir wissen, daß Überlebenden der Konzentrationslager häufig alles andere als Sympathie entgegengebracht wurde und wird.

Die Nachbarn, die wußten am Anfang nichts davon, wer ich bin. Sie haben mich als netten Menschen empfunden, wir haben uns unterhalten, hatten viel Kontakt.

Einen kannte ich, der war bei der SS gewesen, war jetzt dem Suff verfallen, ein derber Mensch, aber er hat wohl nie jemandem etwas getan, war dort gelandet, weil er sonst keine Arbeit gefunden hatte. Auch der Architekt, der unser Haus entworfen hat, war Offizier bei der SS gewesen, der hat auch keinem etwas getan; wenn man studiert hatte, wurde man ja schnell Offizier. Es waren also nicht alle gleich. Später einmal sagte unser Arzt zu meiner Frau: „Wie kommen Sie denn an Ihren Mann? Mußten Sie denn so einen heiraten?“ Es hatte sich so herumgesprochen. Ich habe den Arzt dann daraufhin angesprochen, und er meinte, so sei das nicht gemeint gewesen. Ich sagte ihm: „Ich habe es aber so aufgenommen; wenn man so etwas Schreckliches erlebt hat, dann hat man ein Empfinden dafür, wie etwas gemeint ist oder sein könnte.“

Nach und nach hat man dann hier in der Gegend erfahren: Der war dabei. Sie haben mich nicht angepöbelt, nur eben auf andere Art und Weise versucht, mich zu verdrängen. Auch auf meiner Arbeitsstelle saßen die ganzen alten Brüder, ich konnte da nie richtig Fuß fassen.

Hier hatte schließlich der Reichsleiter der deutschen Arbeitsfront (DAF) Dr. Ley gewohnt, ebenso sein Adjutant. Es hatte große Pläne gegeben für den Bau einer „Adolf-Hitler-Schule“, da haben viele freiwillig ihre Grundstücke abgegeben. Viele, die für den Nationalsozialismus gewesen waren, die über die Vergangenheit Bescheid wußten, haben einem Steine in den Weg geworfen.

Sonst hat man nicht viel darüber gesprochen. Es war eine verworrene Zeit, jeder sorgte für sein eigenes materielles Überleben, die Vergangenheit war Nebensache, aber der Nationalsozialismus hat tiefe Wurzeln.

Wir spüren die große Einsamkeit, unter der Familie Kessler bis heute in ihrer Wohngegend

leidet. „Bloß nicht auffallen, bloß niemanden daran erinnern, daß wir ‚anders‘ sind“, ist ihr ständiges Bestreben.

Auf die Problematik der Wiedergutmachung waren wir schon während unserer Vorbereitung auf die Gespräche gestoßen: Summen, festgesetzt als Entschädigung für den Verlust der Eltern, einzelner Körperteile, für „Folgeschäden“... .

Auch Willi Kessler berichtet von einem langen Weg, bis er endlich eine spärliche Entschädigung bekam. :

Das Gesetz über eine Wiedergutmachung für politisch, rassistisch oder religiös Verfolgte im 3. Reich kam erst 1956 raus. Bis dahin gab es nichts, gar nichts.

In der Zeit vorher ging es mir vor allem darum, eine vernünftige Arbeit zu bekommen. So habe ich mich an Herrn Dr. Gerstenmaier gewandt, den damaligen Bundestagspräsidenten. Der war ja auch im Zuchthaus gewesen und fühlte sich als Verfolgter. Ich dachte mir: „Das ist doch auch ein Mensch, der hat doch auch etwas Schlimmes erlebt, vielleicht kann der dir Arbeit besorgen.“ Ich erhielt dann ein Schreiben von seinem Referenten: Er würdigte, was ich durchgemacht hätte, könne aber selbst nichts für mich tun; wenn die entsprechenden Gesetze herauskämen, seien die für mich maßgebend. Keiner hat mir geholfen.

i Dann habe ich dem Arbeitsminister von Nordrhein-Westfalen geschrieben ...

Inzwischen habe ich ein ganzes Bündel Unterlagen: „Es tut mir leid, daß Sie soviel erlebt haben...“ „Menschlich würde ich Ihnen gerne helfen .. .“, „Leider bin ich nicht zuständig... .“, „Ich habe Ihr Schreiben weitergeleitet“, so ging das immer weiter, einer schob es dem anderen zu.

Und andere, die angeblich Berufssoldaten gewesen waren, denen wurde geholfen, aber | einer, der im KZ gewesen war...

Hin und wieder kam ich vor einen Anerkennungsausschuß, wurde einmal anerkannt, dann wieder abgelehnt, so ging das. hin und her. Schließlich habe ich das Land Nordrhein-Westfalen verklagt. Ich mußte dafür zum Landgericht nach Köln. Dort traf ich auf den Landgerichtsdirektor Marx, der mich fragte: „Kessler, wo kommen Sie denn her?“ Aus dem Oberbergischen! „Wie lange sind Sie denn unterwegs?“ „Von heute morgen halb fünf, da bin ich mit meiner Frau in den Zug gestiegen.“ Herr Marx erwiderte: „Geht in Ordnung, wir nehmen Ihren Fall jetzt sofort dran. Machen Sie sich keine Sorgen; es ist nur traurig, daß für Menschen wie Sie bisher noch nichts getan wurde.“ Er gab mir dann ein Schreiben, damit konnte ich mit meiner Familie in der Kantine essen und mir das Fahrgeld an der Kasse erstatten lassen.

Dann lief das: ich bekam Haftentschädigung, für das Sterntragen, das galt als Freiheitsberaubung, eine Ausgleichsentschädigung. Später kam eine Wiedergutmachung für meinen Vater, meine Mutter und für unser Haus hinzu.

Unser Haus wurde mit DM 50.000 einschließlich des Betriebes veranschlagt und im Verhältnis 10:1 entschädigt, ich erhielt also weitere DM 5.000,-!

Wenn ich da an andere denke... . Das ist eine Schweinerei. Ich habe mir gesagt: „Gerechtigkeit? Niemals, niemals im Leben.“

Willi Kessler fand schließlich in einem Bundesministerium eine Anstellung. Die Folgen der Haft zeichneten das weitere Leben: vorzeitig pensioniert, Schlaganfall, halbseitig gelähmt, am Stock gehend, heute im Rollstuhl. Das Häuschen im Oberbergischen ist sein Refugium, in das er sich stolz zurückziehen kann: das gehört mir. Aber schon wächst

*wieder die Angst vor Tendenzen, die er in viel bedrängender Sensibilität erfährt:
Jugendliche schließen sich neonazistischen Gruppen an, Kameradschaftstreffen der
ehemaligen Waffen-SS werden ungehindert in Stadt und Land durchgeführt,
Schmierereien an den Wänden oder anonyme Zusendungen sind gang und gäbe...*

Willi Kessler sagt weiter:

Auschwitz lebt bis heute, und derjenige, der sich nicht erinnert, macht sich zum Helfershelfer der Mörder. Daß es heute noch Menschen gibt, auch junge Menschen, die in neonazistischen Gruppen sind und schreien „Juda verrecke“, das kann ich nicht begreifen. Ich kann auch nicht verstehen, daß Menschen, die selbst den Untergang ihres eigenen Volkes erlebt haben, den Zusammenbruch nach dem Krieg, die nach und nach erfahren haben, welche Greuel geschehen sind, daß die noch für diese Zeit schwärmen können, das kann ich als normaler Mensch nicht begreifen. Viele haben noch nie in ihrem Leben einen Juden gesehen, das ist ein Antisemitismus ohne Juden.

Ich rede jetzt nicht aus Haß, Haß soll man nie hegen, das ist eine Krankheit. Man soll vergeben, aber vergessen, das darf man nicht.

Meine Frau sagt: „Ich kenne dich jetzt schon 36 Jahre, immer denkst du über dieses Thema nach.“ Das ist mein Leben. Junge Menschen, die jetzt aus der Schule kommen, eine Lehre beginnen, für die beginnt ein neuer Lebensabschnitt. Als ich in dem Alter war, begann mein neuer Lebensabschnitt damit, daß ich auf gräßliche Art und Weise meine Familie verlor, daß man mir das Leben ungerechterweise so schwer wie möglich machte. Das kann man nicht vergessen, das haftet einem an.

Ich kann doch nicht sagen: „Du bist schuld“. Eine Kollektivschuld gibt es nicht. Und die einzelnen, die schuldig sind, versuchen mit allen Mitteln, den Mantel des Vergessens auszubreiten, um nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Der jungen Generation würde ich sagen: „Wehret den Anfängen“. Heute gibt es wieder Parallelen zu der Zeit von 1933-45; der Nationalsozialismus übt auf junge Leute wieder Reiz aus. Und wie in der Weimarer Republik gibt es zu viele sich bekämpfende politische Gruppen. Der Kommunismus ist eigentlich wie der Nationalsozialismus, beide streben nach absoluter Macht und Diktatur, nach der Knechtung des freien Menschen.

Es soll nie wieder Völkermord geben, weder an Juden noch an Türken. In der Zeitung stand, daß ehemalige Buchenwaldhäftlinge heute wieder Angst haben, ihre Namen zu nennen — so weit ist die Entwicklung schon wieder!

Heute ist es wie ein Traum, daß man das als Mensch überlebt hat. Die erste Zeit danach, da war man so unruhig, man konnte das nicht abschütteln, es war zu tief verwurzelt, man konnte nicht Herr über sich selber werden. So ist es mir zum Beispiel passiert, daß ich nach der Befreiung aus Buchenwald vor dem Lager einfach umgekehrt bin, ich konnte es nicht glauben, nach den Jahren hinter Stacheldraht wieder wirklich frei zu sein...

Ich wollte eigentlich ständig darüber reden, was ich erlebt hatte. Meine Frau konnte es bald nicht mehr hören, andere wollten es nicht glauben; wer hatte denn Mitleid?

Einmal waren wir im Sauerland auf einem Ausflug. Ich hatte ein kurzes Hemd an, so daß man die Nummer auf meinem Arm sehen konnte. Da hörte ich, wie jemand sagte: „Mit dem ist es auch nicht ganz geheuer, der war bestimmt in einer Anstalt oder so.“ Ich antwortete ihm, daß ich in einem Konzentrationslager gewesen sei, und er meinte: „Aber sie sprechen doch deutsch, ich dachte, da waren nur Ausländer.“ Auch die Bevölkerung in Thüringen hatte damals gedacht, es seien nur Verbrecher im Lager...

Nach der Befreiung von Buchenwald wurde der Bevölkerung befohlen, durch das Lager zu gehen. Da ging das Geweine los, und wir mußten das jahrelang aushalten.

Die Gespräche mit Willi Kessler erstreckten sich über sechs Monate. Wir besuchten ihn als Gruppe in seinem Haus im Oberbergischen; Frau Kessler hatte jedesmal Kaffee und Kuchen vorbereitet, was uns etwas von unserer Befangenheit nahm. Andererseits war es für uns oft schwierig, bei Kaffee und Kuchen von den Schrecken der Lagerzeit zu hören, uns in Herrn Kessler hineinzufühlen, der während seiner Erzählungen deutlich sichtbar das Inferno von Auschwitz nacherlebte. Daß er, anders als andere Gesprächspartner, mit denen wir Kontakt hatten, zu seinen Erlebnissen in Auschwitz keine Distanz gefunden hatte, zeigte sich immer wieder.

Es war der oft ausgesprochene Wunsch Willi Kesslers, noch einmal nach Auschwitz zu kommen — zum Grab seiner Lieben, wie er es bezeichnet —, aber auf ärztliches Anraten hin konnte dieser Wunsch bisher nicht erfüllt werden. Vielleicht hätte er dann die Ruhe gefunden, von der uns andere Überlebende berichteten.

Für die Familie ist es andererseits schwierig, ständig mit der Vergangenheit des Vaters konfrontiert zu sein. Indirekt mögen hierfür auch Erfahrungen mit der dörflichen Wirklichkeit im Oberbergischen eine Rolle spielen. Vor allem Frau Kessler hat hier zu spüren bekommen, was es bedeutet, „so einen“ zum Mann zu nehmen.

Nach den langen Jahren des Durchbeißen durch bürokratische Fallstricke, greifbare Ungerechtigkeiten, wiederholte Demütigungen und eine Lebenserfahrung, die Tag und Nacht gegenwärtig ist, kann man den Wunsch, „in Ruhe gelassen zu werden“, gut verstehen. Alles, was diese Ruhe stören könnte, wird argwöhnisch betrachtet.

Willi Kessler hat überlebt. Er hat soweit sein Ziel erreicht. Für uns ist in allen Gesprächen spürbar geblieben, wie sehr ihn gerade dies geprägt hat.

In seinen Worten ausgedrückt:

„Auf den Tag zu hoffen, das war Marter, an den Tag zu glauben, das ging noch, aber den Tag zu erleben, das war Gottes Gnade.“